



Koran und Koptenkreuz auf dem Tahrirplatz in Kairo: Die ägyptische Revolution hat die Religionen zusammengeführt

«Eine Revolution ist wie die Liebe»

ÄGYPTEN/ Wochenlang schaute die Welt gebannt auf Ägypten. Was wird nun aus dem Land am Nil? Die Politologin Elham Manea staunt, hofft und bangt.

«Eine Revolution ist wie die Liebe: Sie passiert einem – und danach schaut man weiter», sagte mir der libanesische Akademiker George Tamer. Die Revolution, die in Ägypten passiert ist, ist tatsächlich überraschend – angezettelt via Facebook durch junge idealistische Ägypterinnen und Ägypter. Sie wollten das Wunder von Tunesien wiederholen. Und sie haben erreicht, was sie wollten.

DAS STAUNEN. Ägypten zeigte sich in den letzten Wochen für viele von einer erstaunlichen Seite. Plötzlich merkte man in der Schweiz, dass die Ägypter Menschen sind wie alle anderen. Mit Kopftuch oder ohne Kopftuch, mit Bart oder ohne Bart, Menschen, die wollen, was alle wollen: Freiheit, Demokratie und ein würdiges Leben. Nie war ich so stolz auf meine ägyptischen Wurzeln wie in diesen Tagen, stolz auf die zivilisierten und friedlichen Demonstrantinnen und Demonstranten in Kairo, Alexandria, Suez und Port Said.

DIE INSPIRATION. Es gab inspirierende Momente: Ich denke etwa an die Demonstranten, die sich als Menschenschild vor das Ägyptische Nationalmuseum stellten, um Plünderer abzuwehren. Sie waren bereit, mit ihren Körpern die grossartige Geschichte ihres Landes zu verteidigen. Oder ich denke an Männer und Frauen, die gemeinsam – ohne Geschlechtertrennung! – auf dem Tahrirplatz beteten. Oder an die ägyptischen Kopten, die sich schützend um ihre betenden muslimischen

Landsleute gruppierten. Oder an jene Kopten, die ihren Sonntagsgottesdienst auf dem Tahrirplatz abhielten. Oder, oder, oder.

DIE HOFFNUNG. Andere Momente stimmten mich hoffnungsvoll. Als der oberste iranische Geistliche, Ayatollah Ali Khamenei, den Volksaufstand gegen das ägyptische Regime von Hosni Mubarak als «islamische Befreiungsbewegung» bezeichnete, reagierte ein Anführer der Demonstranten empört. Er twitterte: «Wir sagen, misch dich nicht ein und geh schlafen. Wir bauen hier eine Demokratie.» Ägypter sind bekannt für ihren Humor. Sie haben ihn während dieser Zeit klar und deutlich gezeigt: «Der Einzige, der der Ausgangssperre gehorsam folgt, ist Hosni Mubarak», meldete ein Demonstrant vom Tahrirplatz.

Was in Ägypten geschehen ist, ist historisch, vergleichbar mit dem Fall der Berliner Mauer 1989. Trotzdem bin ich nicht blauäugig. Präsident Hosni Mubarak ist zwar zurückgetreten, aber sein korruptes System ist noch intakt. Die Armee, welche die Kontrolle übernommen hat, geniesst in Ägypten zwar hohes Ansehen. Es bleibt jedoch unklar, ob der Militärrat willens ist, das System zu reformieren.

DIE SZENARIEN. Was wird passieren? Vier Szenarien sind möglich.

► Das türkische Modell: Die Armee erfüllt ihr Versprechen und garantiert den Übergang zu säkularer Demokratie und Rechtsstaat.

Die Trennung von Religion und Staat wäre dazu jedoch die Voraussetzung.

► Das alte System bleibt, nur die Gesichter werden ausgetauscht: Bei dieser Variante riskiert die Armee aber einen neuen Volksaufstand und die Destabilisierung des Landes.

► Das erschreckende iranische Schicksal: Islamisten kommen an die Macht, schaffen die Verfassung ab und ersetzen sie durch ein theokratisches Regime. Hierzu müssten die Islamisten die Armee neutralisieren, was kaum vorstellbar ist.

► Das Szenario «Zwischenstation»: Es gibt einige Reformen, eine politische Öffnung, aber keine Abkehr vom alten System.

DIE ROLLEN. Die Europäische Union und die USA werden eine wichtige Rolle spielen. Sie können ihr Fachwissen beim Aufbau solider Institutionen einbringen. Doch vorgängig muss der Westen endlich unmissverständlich Abstand nehmen von seiner alten Machtpolitik und die Unterstützung arabischer Autokraten aufgeben. Das wäre der grösste Dienst, den Amerika und Europa den arabischen Demokratiebewegungen erweisen können.

Was wird aus Ägypten? Niemand weiss es. Für heute will ich darüber auch nicht weiter nachdenken. Lassen Sie mich noch eine Weile den Zustand «revolutionärer Verliebtheit» geniessen. Dann schauen wir weiter.

ELHAM MANEA



BILD: PIA NEUENSCHWANDER

ELHAM MANEA, 45

hat ägyptische Wurzeln und ist jemenitisch-schweizerische Doppelbürgerin. Die Politologin hat in Kuwait, Jemen und Washington studiert. Heute ist sie Dozentin an der Universität Zürich und forscht zu den Themen Demokratisierung im arabischen Raum und Frauen im Islam. Die Muslimin ist mit einem Schweizer verheiratet und lebt in Bern.



PORTRÄT

Drei Millionen für eine «geniale Idee»

URSULA STREIT. Im Westen der Stadt Bern soll ein Haus der Religionen entstehen: ein Ort des Dialogs zwischen den Religionen. Ursula Streit unterstützt die Pläne mit drei Millionen Franken – und appelliert an die Reichen im Land, es ihr gleichzutun. Warum? «Weil es ein einmaliges Projekt ist.» > Seite 12

DOSSIER



Schenke ich mein Herz?

ORGANSPENDE. Fast in keinem anderen Land ist die Bereitschaft, ein Organ zu spenden, so klein wie in der Schweiz: Bei uns sterben Menschen, weil es an Lungen, Herzen, Nieren fehlt. Ist Organspenden ein Akt christlicher Nächstenliebe? Oder Verrat an der Seele? > Seiten 5–8



ZÜRICH

Spannende Wahlen stehen vor der Tür

SYNODE. Am 15. März fällt die Entscheidung, wer Nachfolger von Kirchenratspräsident Ruedi Reich wird. Zu den bisher schon vorgestellten Kandidaten Andrea Marco Bianca und Michel Müller sind inzwischen zwei neue hinzugekommen: der Grossmünsterpfarrer Christoph Sigrist und der ehemalige Pfarrer von Zürich-Saathen, Hans-Peter Geiser. Die Synode ist gefordert. > Seite 2

NACHRICHTEN

Bedrängtes Kloster in der Türkei

AUFRUF. Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) und die Schweizer Bischofskonferenz (SBK) wenden sich in einem gemeinsamen Aufruf an die türkische Regierung. Sie protestieren gegen deren Versuch, wichtige Teile des syrisch-orthodoxen Klosters Mor Gabriel zu enteignen. Die Entzweiung hatte der Kassationshof im Januar beschlossen. Die Begründung lautete, das Kloster hätte sich sein Grundeigentum rechtswidrig angeeignet. Allerdings gibt es das Kloster seit dem Jahr 397 und es kann sein Besitzrecht – allerdings bezogen auf damals – nachweisen. SEK und SBK unterstützen die Klosterleitung beim Versuch, Einspruch gegen das Urteil zu erheben. **SEK/SBK**

Bethlehem als Weltkulturerbe

UNESCO. Die Geburtskirche in Bethlehem soll in die Liste des Unesco-Weltkulturerbes aufgenommen werden. Das beantragte die Palästinensische Autonomiebehörde. Der Status solle die Kirche, die von rund zwei Millionen Menschen pro Jahr besucht wird, schützen. **REF.CH**

«aufbruch» kämpft ums Überleben

MEDIEN. Die Zeitung «aufbruch», die sich als einzige echt unabhängige Zeitung im religiösen Umfeld bezeichnet, steht vor einem Finanz-Einbruch. Wenn sich die Situation nicht ändere, sei das weitere Erscheinen der Zeitung gefährdet, teilt der «aufbruch» mit (s. auch www.aufbruch.ch). **CV**

reformiert.

IMPRESSUM/

«reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Zürcher, Aargauer, Bündner «Kirchenboten» und des Berner «saemann».

www.reformiert.info

Redaktion: Christa Amstutz, Delf Bucher, Jürgen Dittrich, Samuel Geiser, Rita Gianelli, Anouk Holthuisen, Fadrina Hofmann, Rita Jost, Käthi Koenig, Reinhard Kramm, Martin Lehmann, Annegret Ruoff, Sabine Schüpbach Ziegler, Christine Voss
Blattmacherin: Annegret Ruoff

Layout: Marcel Deubelbeiss, Nicole Huber, Brigit Vonarburg

Korrektur: Yvonne Schär

Auflage: 720 000 Exemplare

reformiert. Kanton Zürich

Herausgeber:

Trägerverein «reformiert.zürich»

Präsident: Pfr. Rolf Kühni, Stäfa

Redaktionsleitung: Jürgen Dittrich

Verlagsleitung: Kurt Blum

Blattmacherin für die Zürcher Seiten:

Christine Voss

Adresse Redaktion/Verlag:

Postfach, 8022 Zürich
Tel. 044 268 50 00, Fax 044 268 50 09

redaktion.zuerich@reformiert.info

verlag.zuerich@reformiert.info

Redaktionsassistentin: Elsbeth Meili

Inserate: Preyergasse 13, 8022 Zürich

Tel. 044 268 50 30, Fax 044 268 50 09

anzeigen@reformiert.info

Inserateschluss: 2. März 2011

(erscheint am 25. März 2011)

Adressänderungen:

Stadt Zürich: 043 322 18 18

Stadt Winterthur: 052 212 98 89

Übrige Gemeinden: Kirchgemeindef-

sekretariat (s. Gemeindebeilage)

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich bewirtschafteten

Wäldern, kontrollierten Herkünften und

Recyclingholz oder -fasern

www.fsc.org Zert.-Nr. SGS-COC-2702

© 1996 Forest Stewardship Council



Zürcher Rathaussaal: Wer nimmt den Platz vorne rechts, wo bisher Ruedi Reich sass, in Zukunft ein?

Vier Kandidaten für das Kirchenratspräsidium

WAHLEN/ Bereits im Januar haben zwei Fraktionen ihre Kandidaten für das Kirchenratspräsidium aufgestellt. Nun überrascht eine interfraktionelle Wählervereinigung mit einem Sprengkandidaten.

Die Wahlen, die in der Synodesitzung vom 15. März erfolgen werden, bewegen weiterhin die Öffentlichkeit, zumindest die kirchliche. Denn nachdem schon die liberale Fraktion und der Synodalverein im Januar je einen Kandidaten vorgestellt haben (s. «reformiert.» Nr. 2), erhalten diese – der Thalwiler Pfarrer Michel Müller und Pfarrer Andrea Marco Bianca aus Küsnacht – Konkurrenz durch den Zürcher Grossmünsterpfarrer Christoph Sigrist und den ehemaligen Pfarrer von Zürich-Saatlen, Hans-Peter Geiser.

DER QUEREINSTEIGER. Hans-Peter Geiser kämpft als Einzelkandidat, der sich selber ins Spiel gebracht hat. Nichts weniger als «die Kirche für die nächste Generation neu erfinden» möchte der ehemalige Pfarrer von Zürich-Saatlen (Biografisches s. Kasten rechts oben). Dabei ist er so radikal wie sonst niemand: Die Pfarrerröhne möchte er um zehn Prozent kürzen, das Kirchenratspräsidium könnte er sich auch in Teamarbeit mit den drei anderen Kandidaten vorstellen, und als Gegenstück zu den «Machtstrukturen der Zürcher Kirche» möchte er eine Basisdemokratie aufbauen. Dies alles brauche es, um als Kirche wieder glaubwürdig zu werden, erklärt er.

Im Gegensatz zu seinen Zielen bleibt Geiser im Blick auf seine Kandidatur realistisch: «Es ist mir klar, dass ich kaum eine Chance habe.» Es gehe ihm vielmehr darum, «dass wir nicht nur über Strukturen, sondern auch über Inhalte reden».

DER VISIONÄR. Grossmünsterpfarrer Christoph Sigrist ist hingegen eine renommierte Persönlichkeit. Als Initiant verschiedener Projekte mit Breitenwirkung (s. Kasten rechts unten) hat er den Ruf, ein Visionär, ein Praktiker und vor allem ein Mensch mit grossem Einsatz für die Kirche zu sein. «Ich selber habe die Kandidatur weder gesucht noch mich darum beworben», erklärt Sigrist. Man habe ihn dazu überredet, weil viele Synodalen in ihm den geeigneten Mann für das Präsidium sähen.

In der Tat, der vierte Kandidat kam unerwartet. Nominiert wurde er von einer interfraktionellen Wählervereinigung, das heisst von Synodalen aller Fraktionen, die mit der bereits beste-

henden Auswahl an Kandidaten nicht zufrieden waren. «In einer schwierigen Zeit brauchen wir eine überzeugende Führungspersönlichkeit mit Ausstrahlung», erklärt Roland Peter, der Sprecher der Wählervereinigung.

Und was hat Sigrist dazu bewegt, zur Anfrage Ja zu sagen? «Meine Freude am Gestalten», antwortet der Kandidat. Und seine Überzeugung, dass die Kirche eine relevante Kraft in der Gesellschaft bleiben solle. Vor allem aber habe er «ein brennendes Herz» für die Sache: «Das Evangelium hat immer mit Herzblut zu tun.»

KONSTELLATION. Mindern sich jetzt die Chancen der bisherigen Kandidaten? Andrea Bianca bleibt bei dieser Frage gelassen. «Ich sehe die neue Situation durchaus positiv», meint er. Denn in der neuen Konstellation rutsche er mehr in die Mitte. «Michel Müller sehe ich als jenen Kandidaten, der mehr die Tradition hochhält, Christoph Sigrist als einen,

der eher Projekte lanciert.» Damit sei er selber jene Person, die auf das Brückenbauen setze und auf ein schrittweises Vorwärtsgen, das die Breite der Volkskirche einbeziehe.

Auch Michel Müller sieht seine spezifischen Stärken nicht infrage gestellt: «Mit der Kandidatur von Sigrist ist nun die Stadt Zürich im Fokus. Doch die Zürcher Landeskirche umfasst auch die Landgemeinden, die oft vor ganz anderen Fragen als die Stadt stehen.» Er selber stelle nicht die kirchliche Krise in den Vordergrund, sondern «meine Erfahrung im Aufbau von Gemeinde, die sich auch im Alltag bewährt».

Der Ausgang der Wahl ist ungewiss. Er wird davon abhängen, wie viele Mitglieder der grossen Fraktionen, der liberalen und des Synodalvereins, den eigenen Kandidaten fallen lassen und sich für Sigrist entscheiden. Gemäss Stimmen aus der Synode ist dieses Szenario durchaus denkbar. Der 15. März wird auf jeden Fall spannend werden. **CHRISTINE VOSS**



HANS-PETER GEISER

Der 52-jährige Theologe mit Dokortitel war ehemals Pfarrer in Zürich-Saatlen. Seine Abberufung im Jahr 2004, die aufgrund interner Konflikte erfolgte, führte damals zu Schlagzeilen. Geiser stellt sich vor diesem Hintergrund selber auf, ohne Anbindung an eine Fraktion. Er versteht seine Kandidatur als «Alternativkandidatur Zukunft CH Kirchen». Als Stärke betont er seine Vision für eine radikale Umgestaltung der Kirche, wie sie der heutigen Zeit besser entspräche. Er engagiert sich für den Aufbau eines globalen Austauschprojektes zwischen den USA und der Schweiz, in dem es vor allem um die urbanen Veränderungen von Kirche geht.



CHRISTOPH SIGRIST

Der 48-jährige Theologe ist Pfarrer am Grossmünster und Lehrbeauftragter für Diakoniewissenschaft an der Universität Bern. Das Anliegen der Diakonie prägt seine Tätigkeiten, so früher den Aufbau der Citykirche Offene Kirche St. Leonhard in St. Gallen und heute den Einsatz für Sans-Papiers oder randständige Menschen. Sigrist verfasste eine Dissertation mit dem Titel «Diakonie, Ethik und diakonische Basisgruppen in Kirchen». Der Theologe wurde von einer «interfraktionellen Wählervereinigung», der Vertreterinnen aller vier Synodefaktionen angehören, nominiert. Seine Stärken liegen unter anderem in seiner Fähigkeit, sich mit Begeisterung einzusetzen und damit auch bei anderen Begeisterung zu wecken. Ihm ist es wichtig, eine Kirche zu gestalten, die in der heutigen Gesellschaft ihren Platz einnimmt.

Wenn der Napf in Peru läge

KAMPAGNE/ ... dann wäre er bald weggebaggert. Gedankenspiel des Hobbygoldgräbers, Biobauern und Theologen Jules Rampini.

«Das da vorne zwischen den zwei Dreiecksbergen – das ist der Napf», sagt Jules Rampini und stapft weiter zu der Linde, die er auf der Krete für seinen Sohn Ramiro gepflanzt hat. Rampini ist Kleinbauer in Luthern im Luzerner Hinterland, aber auch Theologe und Sozialarbeiter. Und wenn es sein muss, gibt er einem nebenbei eine Lektion in Geologie. «Wo jetzt der Napf steht, war vor Urzeiten ein Meeresdelta, in das sich die Flüsse ergossen», erklärt er und skizziert im Zeitraffertempo, wie die Flüsse vor Jahrmillionen Felsen, Kies und Sand hierher verfrachtet haben. In dieser Gesteinsmühle seien auch Goldnuggets aus den Uralpen zu kleinen Plättchen, sogenannten Flittern, gewalzt worden.

GEKÖPFTE BERGE. Mit einem Salto mortale über viele Millionen Jahre hinweg landet Rampini wieder in der Gegenwart – und in Peru. Wenn der Napf in Peru läge, so skizziert er, würden die idyllischen Molasseformationen ratzepatzt und in Windeseile von gefräsigen Bulldozern abgetragen. «Seit der Goldpreis in die Höhe geschneht ist, lohnt sich der Tagbau bereits bei einer Ausbeute von 0,5 Gramm Gold pro Tonne Gestein», erklärt er. Die Goldausbeute von 0,5 bis einem Gramm per Tonne entspricht exakt der geologischen Beschaffenheit der sanften Hügel rund um den Napf. «Würde man in diesem Stil Gold abbauen, wäre der Napf in fünf Jahren von 1400 Metern auf 900 Meter Höhe geschrumpft.»

VERGIFTETES WASSER. Mit diesem Vergleich zielt Rampini auf die Tagesausbeute der Mine von Yanacocha im Norden Perus, der zweitgrössten Goldmine der Welt. Dort fressen sich Bagger mit ihren mannshohen Schaufelzähnen ins Erdreich und schütten ihren Aushub in 250-Tonnen-Laster, die so hoch wie ein vierstöckiges Haus sind. An einem Arbeitstag werden so bis zu 600 000 Tonnen Erde und Fels bewegt. Mittlerweile sind ganze Berge abgetragen worden. Aus dem riesigen Areal der Mine, fast so gross wie der Kanton Nidwalden, ist eine Mondlandschaft geworden. Kommt dazu, dass die Mine den Bauern ringsherum buchstäblich das Wasser abgräbt. Denn sie verbraucht jährlich 180 Millionen Kubikmeter Wasser, um, in einer Mischung mit hochgiftigem Zyanid, in Bassins das Gold aus dem Gestein zu extrahieren. Mit entsprechenden Folgen. «Der Grundwasserspiegel sinkt, Quellen für die Landwirtschaft versiegen, und die 170 000 Einwohner der nahe gelegenen Stadt Cajamarca leiden permanent unter Wassernotstand», erzählt Jules Rampini. Besonders problematisch am Goldlaugeverfahren findet er, dass die Auffangbecken selten dicht sind. So gelangen giftige Abwässer in die Umwelt. Beim Laugeverfahren werden auch andere Schwermetalle aus dem Gestein herausgelöst, die einen hochtoxischen Cocktail hinterlassen.

Dank der Mine ist das Bruttoinlandprodukt rund um Cajamarca in den letzten Jahren deutlich gestiegen. Die Kehrseite des neuen Reichtums zeigt sich laut Rampini aber deutlich: «Immer mehr Kinder der Region sind unterernährt. Die Mehrheit der Bevölkerung leidet unter Armut und Verschmutzung.» Das sei auf die ungenügende Entschädigung der Minenarbeiter und die Vertreibung der Bauern von ihrem Boden zurückzuführen. Ein Vorwurf, den der US-amerikanische Minenbetreiber Newmont während der parallel zum Weltwirtschaftsforum in Davos veranstalteten Public Eye Awards 2009 zu hören bekam. Damals wurde der Bergbaukonzern von der «Erklärung von Bern» und Greenpeace als «gewissenlosestes Unternehmen des Jahres» ausgezeichnet.

VERARMTES VOLK. Jules Rampini ist mittlerweile zu einem Experten für Goldabbau geworden. Das hat viel mit seiner Biografie zu tun: Nach seinem Theologiestudium waren er und seine Frau Beatrice neun Jahre lang für verschiedene Projekte der Bethlehem-Mission Immensee in Peru tätig. Im Norden des Landes organisierte er sechs Jahre lang ein Selbsthilfeprojekt für Strassenkinder. Während dieser Zeit adoptierte das Ehepaar die drei Kinder Ramiro, Soraya

«Trotz des Goldreichtums sind immer mehr Kinder in Peru unterernährt. Die Bevölkerung leidet unter Armut und Verschmutzung.»

JULES RAMPINI

und Lussila. Die beiden Töchter stammen aus Cajamarca. Immer wieder reisten die Rampinis dorthin und beobachteten, wie der Goldboom die lokale Bevölkerung und die Umwelt rund um die Minen dramatisch in Mitleidenschaft zog. Rampini war schockiert, er sammelte Fakten, um die dunkle Seite der glänzenden Goldmedaille auszuleuchten. «Vor fast 500 Jahren zeigte sich in Cajamarca schon: Gold ist mehr Fluch als Segen.» Das verdeutlichte zum Beispiel die Geschichte des berühmten Inkaherrschers Atahualpa, der trotz der Zahlung eines Lösegelds von mehreren Tonnen Gold vom Konquistadoren Pizarro enthauptet wurde.

VERRÜCKTE IDEE. Aufgebracht von den Entwicklungen in Peru, fragte sich Jules Rampini, wie er die Menschen in der Schweiz für dieses Drama sensibilisieren könne. Mit dem Berner Geografen Jonas Lambrigger, der seine Abschlussarbeit über die von ihrem Land vertriebenen Bauern der Yanacocha-Mine schrieb, spielte er erstmals den Vergleich durch: «Was, wenn der Napf in Peru läge?» Rampini schmunzelt: «Natürlich war uns klar, dass schon hiesige Raumplanungsgesetz den Tagebau in der Schweiz verunmöglichen würde.» Aber gerade diese Spannung macht das Szenario so bedenkenswert. Denn auf der einen Seite würde die Schweiz einen solchen Goldabbau innerhalb ihrer Grenzen nie dulden, auf der anderen Seite macht sie mit dem Gold aus Peru glänzende Geschäfte: Mehr als die Hälfte des peruanischen Goldes wird über die Schweiz als eine der internationalen Drehscheiben für Goldhandel vermarktet.

Das Gedankenexperiment, das in der Folge weiterentwickelt wurde, überzeugte die Hilfswerke Brot für alle (BFA) und Fastenopfer. Die beiden Organisationen finanzierten für die diesjährige ökumenische Kampagne «Des einen Schatz, des andern Leid: Bodenschätze und Menschenrechte» denn auch den Animationsfilm «Wenn der Napf ein Peruaner wäre» der Luzerner Filmemacherin Corina Schwingruber.

SAUBERES GOLD. Im Film posiert Jules Rampini mit einer Goldwaschpfanne im Bachbett. Er weiss: Die Abenteuerromantik der Goldwäscheresgeschichten, wie sie noch Jack London in seinen Romanen schilderte, ist passé. Aber: Je mehr die Menschen über den schmutzigen Goldabbau wissen, desto grösser wird ihr Bedürfnis nach «sauberen» Verlobungsringen und Götti-Batzen. Grossbritannien etwa



Empört über den Goldabbau in Peru: Hobbygoldwäscher Jules Rampini

JULES RAMPINI, 49

Der Biobauer und Theologe kommt aus dem Napf, dem bekanntesten Goldgebiet der Schweiz. Der Hobby-Goldwäscher ist einer der grössten Kritiker des Goldabbaus in Peru: Während seines neunjährigen Auslandsaufenthalts hat er die Praktiken der dortigen Minengesellschaften kennengelernt.

BILD: MARCO FRAUCHIGER

wagte zum diesjährigen Valentinstag eine Premiere: Lanciert wurde Goldschmuck mit Fairtrade-Siegel.

Für die Zukunft wünscht sich Jules Rampini, dass die Schweiz den ins Bergbaugeschäft involvierten einheimischen Unternehmen auferlegt, die Menschenrechte zur Messlatte ihres unternehmerischen Tuns zu machen. Zu den Firmen, die in Peru mit fragwürdigen Praktiken hervortreten, gehören laut BFA und Fastenopfer die in Zug domizilierten Bergbaukonsortien Xstrata und Glencore.

Für die Eröffnungsveranstaltung der ökumenischen Kampagne wird Rampini am 12. März mit seinem Esel von Luthern nach Luzern hinunterziehen. Um Unterschriften zu sammeln für die Petition der Hilfswerke: «Unternehmen müssen Menschenrechte achten!». **DELFBUCHER**

Was hat Gold mit hungernden Menschen zu tun?

Antworten geben die christlichen Hilfswerke Brot für alle (BFA) und Fastenopfer mit der ökumenischen Kampagne 2011 zum Thema «Des einen Schatz, des andern Leid: Bodenschätze und Menschenrechte».

KAMPAGNE. Die Hilfswerke kritisieren, dass der Reichtum unter dem Boden vieler Länder kaum je der einheimischen Bevölkerung zugutekommt. Den Staaten entgingen im Gegenteil aufgrund ungerechter Verträge und unfairer Preise jährlich Milliarden Dollar an Einnahmen. Der Abbau von Rohstoffen habe zur Folge, dass die Bevölkerung häufig ohne genügende Entschädigung und gleichwertigen Ersatz von ihrem Boden vertrieben werde und unter Hunger und Armut leide.

AKTIONEN. Um über die Problematik zu informieren, geben BFA und «Fastenopfer» jährlich eine Agenda heraus. Am 10. März wird eine Unterschriftensammlung lanciert. Unter dem Titel «Unternehmen müssen Menschenrechte achten!» werden die Schweizer Behörden aufgefordert, eine einheitlichere Aussen- und Wirtschaftspolitik zu betreiben, welche auch die Unternehmen stärker in die Pflicht nimmt. Vom 9. bis 24. April verkaufen Hunderte von Bäckereien in der Schweiz ein «Brot zum Teilen», von dessen Verkauf je 50 Rappen an Projekte und Programme der beiden Hilfswerke gehen. Und am 2. April beteiligen sich Prominente am Verkauf von 160 000 Max-Havelaar-Rosen, deren Erlös Entwicklungsprojekten zugutekommt. **BFA/ARU**

www.oekumenischekampagne.ch



Der Theologe Heinz Rügger befasst sich mit der «Kunst des Sterbens», die immer auch eine «Kunst des Lebens» ist

«Sterben heisst, in etwas Grösseres hineinzufallen»

SPIRITUALITÄT/ Die heutige Diskussion um Sterben und Tod dreht sich vor allem um medizinische Aspekte. Das reicht nicht, sagt der Theologe Heinz Rügger. Gefragt sei mehr Spiritualität.



HEINZ RÜGGER

Der Theologe und Ethiker ist seit 1999 wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Stiftung Diakoniewerk Neumünster. Seine Schwerpunkte sind die ethischen Fragen um Altwerden und Sterben, ebenso aber auch die praktische seelsorgerliche Begleitung von Patienten im Wohn- und Pflegehaus Magnolia. Heinz Rügger hat verschiedene Publikationen zu den Fragen von Alter, Tod und Sterbebegleitung verfasst.

Herr Rügger, zu Ihren Aufgaben im Diakoniewerk Neumünster gehört auch die Sterbebegleitung. Gibt es dabei Erfahrungen, die für Sie besonders wichtig geworden sind?

HEINZ RÜGGER: Es beschäftigt mich immer wieder, dass sterbende Menschen oft finden, es gehe zu wenig schnell. Sie haben mit dem Leben abgeschlossen, möchten von dieser Welt gehen – aber es läuft nicht so, wie sie es sich vorgestellt haben. Dann kommt die Frage: «Was meinen Sie, soll ich zu Exit gehen?»

Und was antworten Sie dann?

Meistens entwickeln sich aus solchen Momenten heraus eindrucksvolle Gespräche. Dabei wird mir immer wieder bewusst, wie wenig vertraut man heute mit den Fragen rund um das Sterben ist. Es ist auch viel zu wenig bekannt, dass man heute das Sterben – auch ohne Suizidbeihilfe – sehr erleichtern kann. Heute wünscht man sich den schnellen Tod – möglichst selbst bestimmt und in dem Moment, den man dafür geeignet findet.

Ist das so negativ?

Nicht nur, aber es gehen damit wesentliche Erfahrungen verloren. Zum Beispiel die Erfahrung, sich selber aus der Hand zu geben, sich fallen zu lassen in etwas anderes, etwas Grösseres hinein. Sterben heisst auch: etwas an sich geschehen zu lassen, über das man nicht verfügt. Der Gerontologe Irwin Rosenberg hat diesen Vorgang «pathisch» genannt, abgeleitet vom griechischen *pathein*, das heisst erliden, erdulden. Pathisch ist das Gegenstück zur Haltung von Menschen in der mittleren Lebensphase, in der das aktive Selberergreifen im Zentrum steht. Aber spätestens im Alter macht man die Erfahrung, dass man sich auch von etwas anderem ergreifen lassen muss, dass man nicht alles selber im Griff hat.

Und das wäre dann eine «Spiritualität des Sterbens»?

Ja, es ist etwa das, was der Dichter Rainer Maria Rilke mit seinem berühmten Herbst-Gedicht ausdrückte: «Wir alle fallen ... und doch ist Einer, welcher dieses Fallen unendlich sanft in seinen Händen hält.» Dieses vertrauensvolle Annehmen von dem, was mir geschieht – das ist das Wesentliche einer Spiritualität des Sterbens.

Und dabei hilft der christliche Glaube?

Leider nur teilweise. Das Christentum hat im Lauf seiner Entwicklung – zumindest was die offizielle

Lehre betrifft – dem Tod eine negative Färbung gegeben. Gerade der Protestantismus, für den der Karfreitag und die Kreuzestheologie so stark im Zentrum stehen, tut sich schwer mit einem positiven Verständnis des Todes. Die Aussagen von Paulus im Neuen Testament wie «Der Tod ist der Sünde Sold» oder die Bezeichnung vom Tod als Fluch, Stachel oder Feind haben uns geprägt. Meine These ist: Vor dem Hintergrund eines Christentums, das den Tod als Feind sieht, entwickelte sich die heutige Medizin, die den Tod meist als etwas ansieht, das man bekämpfen muss. Leider redet man auch in der Theologie kaum über das Problem dieses negativen Todesverständnisses.



Aber Paulus macht doch diese negativen Aussagen, um zu betonen, dass Jesus den Tod überwunden hat.

Ja, schon. Ich finde den Auferstehungsglauben auch etwas sehr Wichtiges. Aber er löst das Problem eines negativen Verhältnisses zum Sterben nicht auf. Als Gegenentwurf hat sich heute das Ideal eines ästhetisch gestylten, klinisch sauberen, autonom programmierten Sterbens entwickelt. Für mich ist das nicht unbedingt ein Gewinn an Humanität.

Ist denn die Einstellung zum Tod in der katholischen Kirche positiver?

Die katholische Kirche hat uns in ihren Ritualen wohl einiges voraus: Zum Beispiel in ihren Gedenkfeiern für die Toten, im Brauch des Aschermittwochs oder in der Letzten Ölung. Am deutlichsten finde ich den hoffnungsvollen Aspekt aber in der orthodoxen Kirche. In deren Theologie ist das Irdische immer vom Ewigen umstrahlt. So wie die Ikonen, die mit ihrem Goldhintergrund ausdrücken, dass nur eine dünne Wand besteht zwischen meiner irdischen Welt und jener österlichen, in die ich einst hinübergehe. Ich glaube, dass man in diesem Bewusstsein leichter sterben kann.

Dann ist es also wichtig, bereits im Leben einen guten Umgang mit dem Sterben einzuüben?

Ja, genau. Wenn man schon im Leben lernt, dass man nicht alles im Griff haben muss, wird man anders mit dem Tod umgehen, wird man sich

leichter in das Unausweichliche hineinbegeben können. Diesen Gedanken finden wir schon in der griechischen Philosophie: Die «ars vivendi», die Lebenskunst, geht immer zusammen mit der «ars moriendi», der Kunst des Sterbens. Oder anders gesagt: Das Nachdenken über den Tod hilft uns, das Leben in seiner ganzen Tiefendimension zu erfassen und es jeden Tag intensiv auszukosten.

Und diese Sicht haben wir, Ihrer Meinung nach, in den Kirchen verloren?

Ein bewusstes «ars moriendi» gibt es bei uns meist nicht mehr. Am ehesten kommt eine solche noch in den alten kirchlichen Abendliedern zum Ausdruck. Dort, wo man den Tag zurückgibt im Bewusstsein, dass es auch der letzte gewesen sein könnte, und wo das Ende des Tages immer auch ein Bild für das Ende des Lebens ist. Im berühmten Lied von Paul Gerhardt «Nun ruhen alle Wälder» heisst es zum Beispiel: «Nun geht, ihr matten Glieder/geht hin und legt euch nieder/der Betten ihr begehrt/Es kommen Stund und Zeiten/da man euch wird bereiten/zur Ruh ein Bettlein in der Erd» (Gesangbuch Nr. 594). Das ist die «ars moriendi»: das Sterben ins Leben einzubetten.

Bei solchen Aussagen drängt sich die Frage auf: Wie stehen Sie, vor diesem Hintergrund, zur Suizidbeihilfe?

Ich möchte keinem Menschen, der sich in einer unerträglichen Leidenssituation befindet, die Berechtigung absprechen, den Weg zum selbst bestimmten Tod zu wählen. Doch für mich ist das immer die «ultima ratio», die letzte Wahl, wenn es nicht mehr anders geht. Aus protestantischer Sicht kann man einen solchen Entschluss durchaus damit begründen, dass dem Menschen die Freiheit gegeben ist, sein Leben – und damit auch seinen Tod – selber zu gestalten.

Doch mir ist eine andere Grundhaltung gegenüber Leben und Tod wichtiger: Wir müssen wieder lernen, das anzunehmen, was uns geschieht, also die vorher beschriebene pathische Haltung üben. Mit dem Machertum, das unsere heutige Zeit prägt, kommen wir spätestens beim Sterben nicht mehr weiter. Wer die pathische Haltung kennt, muss nicht bis zum Ende die Kontrolle über sich selbst behalten. Genau dieser Trend macht das Sterben heute so einsam.

Verstehe ich Sie richtig: Weil der moderne Mensch sich mit dem Loslassen schwertut, ist das Sterben für ihn so schwierig?

So simpel habe ich es nicht gemeint. Sterben ist oft hart. Ein betagter Freund, den ich am Lebensende begleiten durfte, antwortete mir auf die Frage, wie er seinen schwierigen Weg aushalten könne: «Jeder Tag ist ein Stück harte Arbeit.»

«Mit dem Machertum, das unsere Zeit prägt, kommen wir spätestens beim Sterben nicht mehr weiter.»

•••••

Das meine ich mit dem Pathischen, mit dem aktiven Zulassen des Leidens. Für unsere Gesellschaft wäre es dringend nötig, diese harte Arbeit, die alte und kranke Menschen täglich leisten, wieder mehr zu achten. Wir müssen es erkennen als etwas, das zur Würde des Menschseins gehört.

Was ist hilfreich im Angesicht des Todes?

Ich finde vor allem die Aussagen im Alten Testament hilfreich, in denen der Tod als ein dem Menschen barmherzig zugeteiltes Geschick verstanden wird. Adam, der Name des ersten Menschen, meint «Erdling», also jener, der aus Erde, hebräisch *adamah*, gemacht wurde und auch wieder zur Erde zurückkehrt. Das ist unser aller Schicksal. Eindrücklich sind auch Aussagen wie im Buch Hiob: «Du gehst in Vollreife zum Grabe ein, wie die Garbe eingebracht wird zu ihrer Zeit.» All diesen Aussagen liegt der Gedanke zugrunde, dass wir vergänglich sind und dass dies zu unserem Wesen gehört. So ist es gut und richtig für uns. Und deshalb müssen wir den Tod auch nicht verdrängen.

INTERVIEW: CHRISTINE VOSS

BÜCHER von Heinz Rügger zum Thema:

DAS EIGENE STERBEN. Vandenhoeck + Ruprecht, 2006, 128 S., Fr. 27.90. Rügger skizziert in diesem Buch die Grundlagen einer neuen Lebenskunst, die in einem guten Umgang mit dem eigenen Sterben mündet.

ALTER(N) ALS HERAUSFORDERUNG. TVZ, 2009, 246 S., Fr. 31.90. Eine anspruchsvolle Abhandlung der heute aktuellen Fragen wie: Altern in Würde, Umgang mit Demenz, seelsorgerliche Begleitung.

Siehe auch Kurs in der Agenda, Seite 11: «Altern als Lebenskunst», Kloster Kappel.

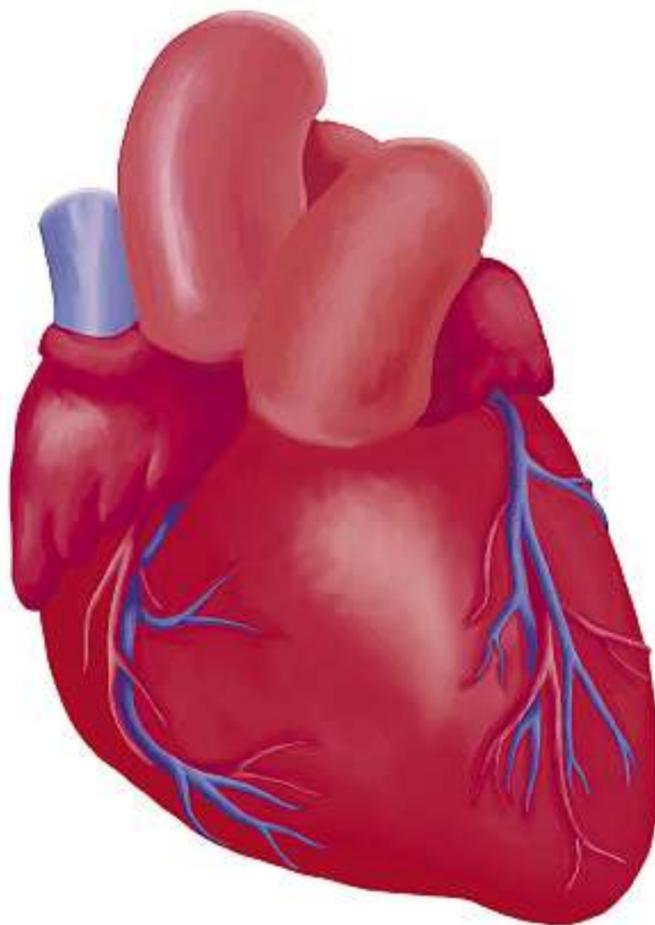
SPENDEN / Bei der Organentnahme ist der Körper noch warm: Wann ist man wirklich tot?

EMPFANGEN / Weiterleben mit einem fremden Herzen: Wie schafft man das?

«I schänke dr mis Härz»

ORGANSPENDE / Würden Sie es tun? Ihr Herz verschenken, Ihre Leber, Ihre Lunge? Organe spenden ist christliche Nächstenliebe. Oder etwa nicht?

CHRISTA AMSTUTZ TEXT / SABINE FREIERMUTH ILLUSTRATIONEN



dazu eine Einwilligung vorliegt. Ist der Wille der verstorbenen Person nicht bekannt, entscheiden die Angehörigen. Sind diese nicht erreichbar, ist eine Organentnahme verboten. Beim Widerspruchmodell, das in mehreren europäischen Ländern bereits praktiziert wird, gilt: Wenn kein Nein des Verstorbenen beziehungsweise seiner Familie vorliegt, wird er automatisch zum Organspender. Für Franz Immer, Chirurg und Direktor von Swisstransplant, steht fest: Eine strikte Widerspruchslösung wie in Österreich oder Belgien kommt in der Schweiz nicht infrage: «Wir würden weiterhin den Willen der Familie erfragen.»

IDEEN. Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) hat gegenüber dem Widerspruchmodell offene Fragen. Eine gesellschaftliche Verpflichtung zur Organspende, der man sich nur per Willenserklärung entziehen könne, sei ethisch und theologisch

kaum begründbar, macht der SEK geltend. Die Medizinethikerin Ruth Baumann-Hölzle ist klar gegen das Modell: «Es darf nicht sein, dass über einen urteilsunfähigen Menschen einfach so entschieden wird.» Auch mit der heute geltenden Zustimmung via Angehörige ist sie nicht glücklich. «Meist ist der Wille des Betroffenen nicht bekannt. Also entscheiden die Angehörigen nach ihrem eigenen Werteprofil.» Optimal fände sie den Grundsatz: Für eine Organspende kommt nur infrage, wer ihr selber zugestimmt hat. Aktuell werden schweizweit lauter neue Ideen lanciert, um die Spendenbereitschaft zu erhöhen. Sie machen auch vor finanziellen Anreizen nicht halt: Erwogen werden etwa die Übernahme der Bestattungskosten für Organspender, Rabatte auf die Krankenkassenprämien oder gar Steuerabzüge.

FRAGEN. Die Transplantationsmedizin stellt den Menschen vor viele schwierige Entscheidungen. Bei Lebendspenden etwa ist der moralische Druck auf die Angehörigen als mögliche Spender riesig. «Würde ich meiner Schwester eine meiner Nieren schenken?», fragt sich Alberto Bondolfi. Und Ruth Baumann-Hölzle antwortet auf die Frage, ob sie selber ein Organ annehmen würde: «Vor allem als unsere Kinder klein waren, hätte ich das getan.» Deshalb ist sie trotz aller offenen Fragen auch selbst zu einer Spende bereit: «Eine Organspende ist immer ein Geschenk, ein Opfer.» Natürlich ist auch Franz Immer, Direktor von Swisstransplant, Organspender. Er erlaubt sich aber eine persönliche Ausnahme. «Meine Augenhornhaut möchte ich nicht geben. Ich schaue einem Menschen immer zuerst in die Augen.» Die Frage, ob und welche Organe man spenden wolle, müsse jeder für sich entscheiden, findet er. «Ich respektiere es, wenn jemand nach seinem Tod ungestört bleiben will oder Mühe hat mit der Vorstellung, dass sein Herz in einem anderen Menschen weiterlebt.» **CHRISTA AMSTUTZ**

2010 haben hierzulande gerade einmal 214 Personen ihre Organe gespendet. Damit steht die Schweiz im europäischen Vergleich an zweitletzter Stelle. Ohne die lateinische Schweiz wären die Spenderzahlen noch niedriger. Die Hälfte aller Organspenden kommen aus dem Tessin und der Romandie. Dort gibt es auf jeder Intensivstation eine Pflegefachperson, die sich um das Organspendewesen kümmert, Angehörige informiert und betreut und das übrige Personal weiterbildet.

DEBATTEN. Ob auch kulturelle Unterschiede eine Rolle spielen? «Die Hirntoddebatte etwa findet im italienischen und französischen Kulturkreis nicht statt», sagt Alberto Bondolfi, Ethikprofessor an den Universitäten Lausanne und Genf. Persönlich ist der Tessiner überzeugt: «Wenn ich hirntot bin, wächst zwar mein Bart weiter. Meine personale Existenz jedoch ist zu Ende. Mein Körper ist nur noch eine Hülle, ein Andenken an mich.» Dies sehen in der Deutschschweiz viele anders (vgl. Artikel auf Seite 7).

Das in den Siebzigerjahren in den USA entstandene Hirntodkonzept war die Geburtsstunde der Transplantationsmedizin. Von Anfang an wurde es heftig kritisiert, etwa mit dem Argument, der Hirntod stelle zwar den Eintritt in einen unaufhaltsamen Sterbeprozess dar, könne aber nicht mit dem Tod als Ende des Sterbens gleichgesetzt werden. Auch aus medizinischer Sicht war zu vernehmen, der Prozess der körperlichen Desintegration dauere länger als anfangs angenommen.

MODELLE. Im letzten Jahr starben in der Schweiz 59 Menschen, weil sie nicht rechtzeitig ein Spenderorgan erhielten. Drei Vorstösse im Parlament wollen dies nun ändern. So soll der Bundesrat zum Beispiel das so genannte Widerspruchmodell prüfen. Bis jetzt gilt in der Schweiz: Organe dürfen nur entnommen werden, wenn

EDITORIAL

RITA JOST
ist «reformiert.»-
Redaktorin in Bern



Nachdenken über die Konsequenzen

In der Schweiz gibt es zu wenig Organspenderinnen und -spender. Menschen sterben, weil es an Herzen, Lungen, Nieren fehlt. Ein Systemwandel hin zum «Widerspruchsmodell» könnte helfen: Dann würde Organspenden zur Regel und Nichtspenden zur Ausnahme.

DIE IDEE. Der Gedanke besticht. Genauso die Idee, im Fahrausweis zu vermerken, ob jemand spenden will oder nicht. Denn wer kann ernsthaft dagegen sein, dass mit seinen Organen Menschen gerettet werden?

DIE REALITÄT. Was theoretisch sinnvoll und menschlich selbstverständlich scheint, kann jedoch zum Trauma werden. Dann nämlich, wenn Angehörige am Sterbebett vom Willen des Sterbenden oder von den Bedürfnissen der Transplantationsmedizin überrumpelt werden. In dieser Ausnahmesituation ist die Realität hart und überfordernd. Denn die Organe der Spender müssen künstlich am Leben erhalten werden. Den «Todeszeitpunkt» bestimmt die Medizin. Ein sanftes Abschiednehmen ist das nicht.

WAS TUN? Der Spitzenmedizin zuvorkommen. Nachdenken über den eigenen Tod. Mit Angehörigen darüber sprechen. Sich informieren. Und dann entscheiden. Das kann den Hinterbliebenen dereinst helfen, mit einer schwierigen Situation klarzukommen.

Spenden oder nicht spenden?

TRANSPLANTATION / Egal, ob man sich schliesslich für oder gegen eine Organspende entscheidet: Die Fragen, die es zu klären gilt, gehen an die Substanz. Denn an der Grenze zwischen Leben und Tod bleibt vieles Glaubenssache.

Was ist ein Leben wert?

Wie teilt man Organe sinnvoll zu? Hat eine junge Mutter eher Anspruch auf ein Spenderherz als ein alter Single? Und was heisst das für die Medizin?

Nach werden im schweizerischen Transplantationswesen Menschen nicht in wertvolle und weniger wertvolle Mitglieder der Gesellschaft eingeteilt: Bei der Vergabe von Spenderorganen wird nach medizinischen Gesichtspunkten entschieden. Das Organ des Spenders muss zum Empfänger passen. Die Blutgruppen müssen sich vertragen, die Länge des Organs sollte stimmen und, bei Herz und Leber, auch das Gewicht. Kommen nach diesem medizinischen Auswahlverfahren mehrere mögliche Empfänger infrage, sieht das Gesetz drei Entscheidungskriterien vor. Gemäss diesen ist auch die Datenbank von Swisstransplant programmiert, welche für ein gemeldetes Organ nach möglichen Empfängern sucht.

Das wichtigste Kriterium ist die medizinische Dringlichkeit: Wer dem Tod nahe ist, hat Vorrang. Danach wird der medi-

zische Nutzen einer Transplantation bewertet: Ein altes Organ ist in einem jungen Menschen wenig nachhaltig, und bei Nierentransplantationen werden unter Zwanzigjährige bevorzugt wegen der schweren Folgeschäden der Dialyse. Zuletzt wird berücksichtigt, wie lange jemand schon auf der Warteliste steht.

auch ein 25-Jähriger, für den das Organ passt – die medizinisch gesehen erfolgreichere Kombination. In solchen Situationen wünscht sich Franz Immer von Swisstransplant mehr Entscheidungsspielraum für die Ärzte. Es gehe dabei um medizinische Nachhaltigkeit, betont er, und nicht darum, ob ein junger oder ein alter Mensch mehr wert sei. «Das Herz einer Siebzehnjährigen kann wiederum einer Sechzigjährigen gute Lebensjahre ermöglichen», so Franz Immer.

Nicht nur über die Gewichtung der Zuteilungskriterien wird diskutiert, sondern auch über ergänzende Auswahlhilfen. Das Clubmodell zum Beispiel funktioniert nach dem Grundsatz «Wer gibt, dem wird gegeben.» Die Medizinerin Ruth Baumann-Hölzle sagt dazu:

«Wenn mehrere Personen medizinisch in gleicher Art und Weise infrage kommen, finde ich es sinnvoll, dass bevorzugt wird, wer selber bereit ist, ein Organ zu spenden.» Ihr Kollege Alberto Bondolfi findet hingegen: «Ein Bonus-Malus-System geht für Autos, aber nicht für Menschen.» Unser Gesundheitswesen basiere auf dem Grundsatz, dass allen Kranken geholfen werde. In der Transplantationsmedizin eine andere Logik anzuwenden, hält der Tessiner für gefährlich.

«Am Schluss werden Krebspatienten, die geraucht haben, auch nicht mehr behandelt.» Dem hält Baumann-Hölzle entgegen: «Es geht nicht darum, selbstschädigendes Verhalten zu bestrafen, sondern opferbereite Menschen zu belohnen.» Ganz anders wird der Wert des Menschen auf dem illegalen internationalen Organmarkt gehandelt: Arme verkaufen eine ihrer Nieren für wenige Hundert Franken. Reiche bezahlen dafür um die 100 000 Franken. Anreise und Spitalkosten inklusive. **ca**

Wann ist man seelisch tot?

Was halten Seelsorgende von der Organspende? Stört die Entnahme von Organen den Sterbeprozess? Oder ist der Hirntod auch in religiöser Hinsicht das Ende?

Sterben ist, wenn die Seele in Gestalt eines Vogels aus dem Mund eines Menschen entweicht. So stellten es sich mittelalterliche Maler vor. Manchmal ist die Seele auf ihren Bildern auch als kleine Person dargestellt, die nach dem Tod noch etwas beim Körper des Toten verweilt. Im Zeitalter der Naturwissenschaft sind solche Vorstellungen aus den Köpfen von Theologinnen und Theologen verschwunden. In erstaunlicher Einigkeit übernehmen sie die Sicht der Medizin, wonach ein Mensch mit dem Hirntod tot ist.

Barbara Oberholzer, reformierte Seelsorgerin am Unispital Zürich, sagt, sie habe verschiedene Bilder dafür, was beim Sterben geschehe. Für sie sei aber klar, dass mit dem Hirntod der seelisch-geistige Sterbeprozess abgeschlossen sei. «Ich vertraue darauf, dass die Seele dann in den göttlichen allumfassenden Ursprung zurückkehrt, unabhängig davon, wie ein Mensch gestorben ist.» Oberholzer will ihre Organe spenden, weil sie weiss, wie sehr viele schwer kranke Patienten auf ein neues Organ warten. So hält es auch Hubert Kössler, katholischer Seelsorger am Inselspital Bern. Für ihn ist die mittelalterliche Vorstellung vom Seelenvogel «ein wunderbares Bild, das aber theologisch nicht überzeuge. Die Vorstellung einer Trennung von Leib und Seele sei nämlich nicht biblisch, sondern entstamme der griechischen Philosophie. Kössler glaubt, dass der Mensch beim Hirntod gänzlich stirbt, mit Körper und Geist, um danach mit verwandeltem Leib wieder aufzuerstehen. Über das «Danach» könne man nur in Bildern sprechen, betont er. Ihm selbst gefalle das biblische Bild des himmlischen Jerusalems, doch als Seelsorger wolle er jedem Patienten helfen, sein eigenes, für ihn stimmiges Bild vom Sterben und vom Tod zu finden.

Die Spitalseelsorgenden liegen ganz auf der Linie der Kirchen, die prinzipiell fürs Organspenden

sind. Weil Organspenden Leben retten kann, betrachten sie es als Akt der Nächstenliebe. Jesus würde Ja sagen dazu, predigte einst der deutsche Bischof Wolfgang Huber. Der Spenderausweis von Josef Ratzinger wurde mit seiner Wahl zum Papst hinfällig, da der Körper eines Papstes heilig ist.

Einer der seltenen christlichen Skeptiker ist der pensionierte Zürcher Pfarrer Harry Bertschinger, der zwanzig Jahre lang als Spital-

«Beim Hirntod stirbt der Mensch gänzlich, mit Körper und Geist.»

HUBERT KÖSSLER, SPITALSELSORGER

seelsorger tätig war. «Das Sterben ist ein Prozess, der nicht mit dem Erlöschen der Hirnaktivitäten aufhört», ist er überzeugt. Dies habe er bei den Totenwachen für seine Mutter und Schwiegermutter selbst gespürt. Harry Bertschinger würde seine Organe nicht spenden, denn sie beinhalten für ihn «eine psychische Dimension». Der Pfarrer hat einen Kurs bei der Sterbeforscherin Elisabeth Kübler-Ross besucht und bedauert, «dass die Theologie den Menschen heute so stark mit den Augen der Naturwissenschaft sieht».

Die Weltreligionen befürworten das Organspenden grösstenteils. Allerdings sind die Meinungen innerhalb des Islams und des Judentums nicht einheitlich. So lehnen orthodoxe Juden das Spenden meist ab, weil ihnen die Integrität des toten Körpers wichtig ist. Am skeptischsten ist der tibetische Buddhismus, der das Sterben als einen Prozess sieht, der über den körperlichen Tod hinausgeht. Doch auch hier gewichten einige Vertreter stärker, dass mit Organspenden Leben gerettet werden kann. **sas**

Wie stirbt ein Org...

Wann ist ein Mensch hirn-, wann he... In welchem Moment werden ihm die... für eine Transplantation entnomme... Und warum erhält er dabei eine Nar...

«Der Mensch ist tot, wenn die Funktionen seines Hirns einschliesslich des Hirnstamms irreversibel ausgefallen sind», steht im Schweizer Transplantationsgesetz. Bis ein Mensch für hirntot erklärt wird, müssen zwei unabhängige Neurologen, die nicht zum Transplantationsteam gehören, im Abstand von sechs Stunden genau festgelegte Untersuchungen durchführen. Damit ist die Praxis in der Schweiz im europäischen Vergleich recht sorgfältig. In achtzig Prozent der Fälle werden zusätzlich zur klinischen Diagnose bildgebende Verfahren wie die Magnetresonanztomographie (MRT) eingesetzt, die das Gesetz nur in gewissen Fällen zwingend vorschreibt.

Hat der hirntote Mensch seinen Willen zuvor nicht festgehalten, werden die Angehörigen gefragt, ob die Organe entnommen werden dürfen. Oft wird kritisiert, dass sie in dieser Schocksituation gar nicht entscheidungsfähig seien. Im Fall einer Organentnahme werden die Atmung und der Kreislauf des Hirntoten aufrecht erhalten, damit die Organe weiter durchblutet bleiben. Dass die Toten nicht wie Leichen aussehen, scheinbar atmen, ihre Körper warm sind, empfinden viele Angehörige als belastend. Nach der Organentnahme kann sich die Familie noch einmal vom Verstorbenen verabschieden, dessen Leichnam aufwendig wieder hergerichtet wurde.

In der Schweiz werden alle Organentnahmen unter Vollnarkose durchgeführt. Damit setzt sich das hiesige Transplantationswesen der Frage aus, ob ein hirntoter Mensch nicht doch noch Schmerzen empfinden kann. Begründet wird die Narkose mit Reflexen, die vom Rückenmark ausgehen und das exakte chirurgische Arbeiten stören können. Zum anderen gehe es um Respekt gegenüber der Leiche.

Als wäre die Hirntoddebatte nicht schon anspruchsvoll genug, kommt aktuell eine weitere Fragestellung hinzu. Neu dürfen in der Schweiz auch Organe von herztoten Menschen, den

«Ein Bonus-Malus-System geht für Autos, aber nicht für Menschen.»

ALBERTO BONDOLFI, KATH. THEOLOGE

zische Nutzen einer Transplantation bewertet: Ein altes Organ ist in einem jungen Menschen wenig nachhaltig, und bei Nierentransplantationen werden unter Zwanzigjährige bevorzugt wegen der schweren Folgeschäden der Dialyse. Zuletzt wird berücksichtigt, wie lange jemand schon auf der Warteliste steht.

Dieses Auswahlverfahren hat auch Schwächen. Wer am Sterben ist, kommt vor allen anderen dran. Steht beispielsweise ein zwanzigjähriges Herz zur Verfügung, wird es aufgrund der Dringlichkeit einem 65-jährigen Patienten zugeteilt. Auf der Warteliste wäre aber

Organspender?

Arztot?
e Organe
n?
kose?

«Non Heart Beating Donors», entnommen werden. Wird auf der Intensivstation entschieden, bei einem Patienten die Reanimation und sonstige Therapien einzustellen, ist er ein potenzieller Organspender. Da die Organe nach einem Kreislaufstillstand aber nicht mehr durchblutet sind, werden nur die Nieren und allenfalls die Lungen entnommen. Für das Herz sind die vorgeschriebenen zwanzig Minuten Wartezeit nach Feststellen des Herzstillstandes zu lang.

Wie lange man einen Menschen am Leben erhalten sollte, sei eine der grossen ethischen Herausforderungen im intensivmedizinischen Alltag, sagt Franz Immer, Chirurg und Direktor von Swisstransplant: «Ist der Verlauf aussichtslos, schlagen die Ärzte vor, die

«Wie lange man einen Menschen am Leben erhält, ist eine grosse ethische Herausforderung.»

FRANZ IMMER,
DIREKTOR VON SWISSTRANSPLANT

Therapie abbrechen. Aufgrund eines solchen Abbruchs sterben siebzig Prozent aller Patienten auf den Intensivstationen, unabhängig von einer Organentnahme.» Die reformierte Medizinerin Ruth Baumann-Hölzle findet die Organspenden nach einem kontrollierten Herz-Kreislauf-Stillstand hingegen fragwürdig. «Es ist höchst problematisch, wenn sich in den ohnehin schon schwierigen Entscheidung zum Therapieabbruch gleichzeitig das Interesse an den Organen des Patienten einmischt.» CA

AUGENHORNHAUT

Die Transplantation der Augenhornhaut – die kein Organ, sondern ein Gewebe ist – gilt als erste erfolgreiche Transplantation der Geschichte. 1905 übertrug der österreichische Augenarzt Eduard Zirm einem erblindeten Tagelöhner die Augenhornhaut eines verunglückten 11-Jährigen. Heute handelt es sich um einen Routineeingriff, der in der Schweiz 400- bis 500-mal jährlich durchgeführt wird.

HERZ

Die Herztransplantation gilt als die prestigeträchtigste Transplantation. Herz-Kreislauf-Erkrankungen sind die häufigste Todesursache in Industrieländern. So warteten 2009 in der Schweiz 60 Personen auf ein neues Herz, 30 erhielten eines. Damit eine Herztransplantation erfolgreich ist, muss der Empfänger hinsichtlich Alter und Gesundheit sorgfältig ausgewählt werden.

LUNGEN

Die Lungentransplantation ist die lukrativste: 145 000 Franken berechnen Transplantationszentren dafür (12 000 Franken kostet eine Lebertransplantation, 80 000 Franken eine Herztransplantation). Die Zahl der Menschen, die auf eine Lunge warten, hat sich in den letzten Jahren stark erhöht. 2009 waren es in der Schweiz 120 Personen, 39 erhielten das ganze Organ oder einen oder zwei Lungenflügel.

LEBER

Nach der Niere ist die Leber das am zweithäufigsten transplantierte Organ. 2009 erhielten in der Schweiz 102 Personen eine neue Leber, nur ein kleiner Teil stammte von lebenden Spendern. Da die Leber sehr gut durchblutet ist und innerhalb kurzer Zeit wieder auf die Normalgrösse anwächst, werden auch Split-Operationen durchgeführt: Die gespendete Leber wird geteilt und zwei Personen eingepflanzt.

NIEREN

Nieren werden so häufig verpflanzt wie kein anderes Organ. 2009 waren es in der Schweiz 291 Stück, das sind 62 Prozent aller transplantierten Organe. Über ein Drittel stammte von lebenden Personen, die eine Niere spendeten. Die Alternative zur Transplantation ist die Dialyse, die als Ersatz für die nicht mehr funktionierende Niere dreimal wöchentlich Giftstoffe aus dem Blut wäscht.

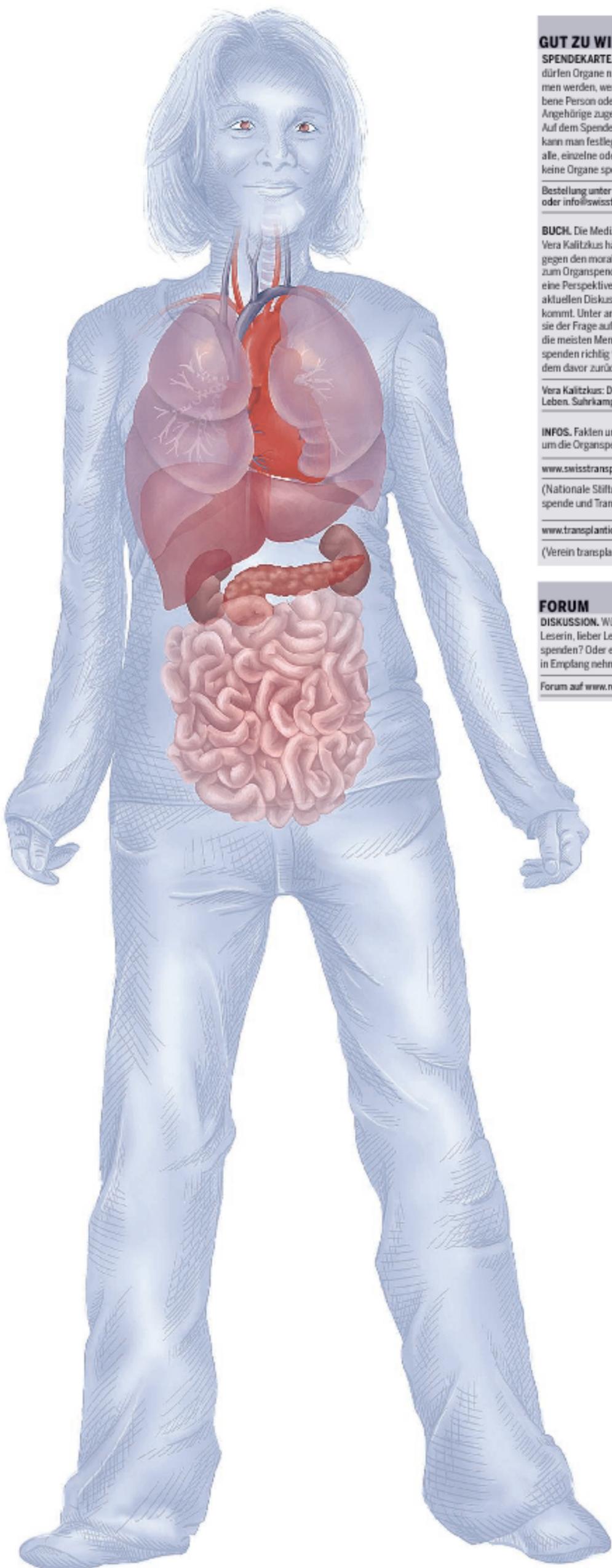
BAUCHSPEICHELDRÜSE

Die Bauchspeicheldrüse (Pankreas), die Verdauungsenzyme produziert, wird zur Therapie einer Form von Diabetes verpflanzt. Heute wird sie meist in Kombination mit der Niere transplantiert, um die Folgeschäden der Diabetes an der Niere aufzuhalten. 2009 wurden schweizweit 10 Bauchspeicheldrüsen transplantiert, in 10 weiteren Fällen die aus ihr isolierten Inselzellen, die Insulin produzieren.

DÜNNDARM

Weltweit äusserst selten ist die Transplantation des Dünndarms, der für die Verdauung und Aufnahme von Nährstoffen wichtig ist. In der Schweiz wurde sie von 1998 bis 2008 nur sechs Mal durchgeführt. Empfänger sind oft junge Menschen mit seltenen Erbkrankheiten. Abstoßungsreaktionen sind wegen den Immunzellen im Darm deutlich häufiger als bei anderen Transplantationen. SAS

Quelle: www.swisstransplant.org



GUT ZU WISSEN

SPENDEKARTE. In der Schweiz dürfen Organe nur entnommen werden, wenn die verstorbene Person oder deren Angehörige zugestimmt haben. Auf dem Spenderausweis kann man festlegen, ob man alle, einzelne oder gar keine Organe spenden will.

Bestellung unter Tel. 0800 570 234 oder info@swisstransplant.org

BUCH. Die Medizinerin Vera Kalitzkus hält ein Plädoyer gegen den moralischen Druck zum Organspenden und eröffnet eine Perspektive, die in der aktuellen Diskussion oft zu kurz kommt. Unter anderem geht sie der Frage auf den Grund, warum die meisten Menschen Organspenden richtig finden, aber trotzdem davor zurückschrecken.

Vera Kalitzkus: *Dein Tod, mein Leben.* Suhrkamp, 2009. Fr. 15.50.

INFOS. Fakten und Wissen rund um die Organspende:

www.swisstransplant.org

(Nationale Stiftung für Organspenden und Transplantation)

www.transplantierte.ch

(Verein transplantierter Menschen)

FORUM

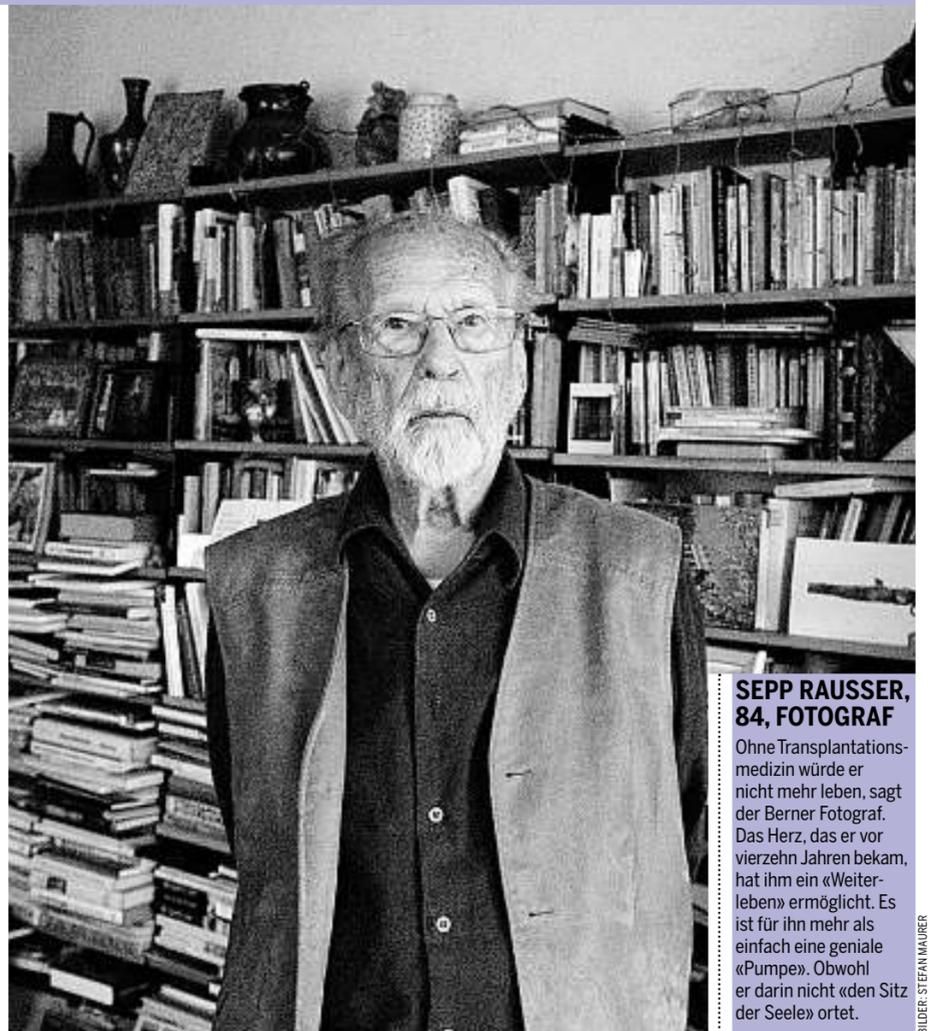
DISKUSSION. Würden Sie, liebe Leserin, lieber Leser, Ihr Herz spenden? Oder ein Spenderherz in Empfang nehmen?

Forum auf www.reformiert.info


**H. N., 64,
LEHRER**

Seine Partnerin lag hirntot auf der Intensivstation, als die Ärzte ihm die Frage stellten: Dürfen wir ihr die Organe entnehmen? «Es war eine Überforderung», sagt er heute. Nicht so sehr die Anfrage an sich, aber die Situation, in der sie kam.

H. N. hat für seine Partnerin entschieden und ist überzeugt, richtig gehandelt zu haben


**SEPP RAUSSER,
84, FOTOGRAF**

Ohne Transplantationsmedizin würde er nicht mehr leben, sagt der Berner Fotograf. Das Herz, das er vor vierzehn Jahren bekam, hat ihm ein «Weiterleben» ermöglicht. Es ist für ihn mehr als einfach eine geniale «Pumpe». Obwohl er darin nicht «den Sitz der Seele» ortet.

Sepp Rausser hat für sein neues Herz nur einen Namen: «ein Wunder»

BILDER: STEFAN MAURER

«Weiterleben» heisst zweierlei

GESPENDET/ Seine Partnerin starb an einem Hirnschlag. Am Totenbett hat er einer Organspende zugestimmt.

H. N., 64, LEHRER

«Ich muss es so sagen: Grundsätzlich finde ich Organspende sinnvoll. Der Tod meiner Partnerin und die Umstände der Organentnahme im Spital haben bei mir aber einige Fragen aufgeworfen. Ich war damals völlig überrumpelt. Der Schlaganfall meiner Partnerin kam aus heiterem Himmel. Sie war erst fünfzig, wir hatten uns am Morgen wie immer

«Beim Abschiednehmen auf der Intensivstation hatte ich das Gefühl, (im Weg) zu stehen.»

H. N.

voneinander verabschiedet. Am Mittag dann die Nachricht: Sie sei zusammengebrochen, man habe sie notfallmässig ins Spital gebracht, es sehe nicht gut aus. Eine Stunde später stand ich in der Intensivstation, am Bett einer hirntoten Frau. Sie sah aus wie immer, hatte eine gesunde Farbe, einen fühlbaren Puls, der Brustkorb hob und senkte sich. Die Ärzte aber sagten: Klinisch ist sie tot. Und fast gleichzeitig mit dieser Nachricht kam die Frage, die mich völlig überrumpelte: Ob meiner Partnerin die Organe entnommen werden dürfen, erkundigte sich eine Ärztin. Gefühlsmässig war ich dafür. Eine konkrete Verfügung meiner Partnerin gab es aber nicht. Wir hatten nie darüber gesprochen. Ich musste ganz allein entscheiden. Wie? Ich versuchte, mich so gut wie möglich in sie hineinzuversetzen. Sie war ein Mensch mit einem grossen Herzen, lebensfroh, kontaktfreudig, solidarisch, hilfsbereit. Deshalb sagte ich schliesslich Ja. In der Überzeugung, die Organspende sei sicher in ihrem Sinne gewesen. Der Entscheid fiel mir nicht leicht, aber wenn ich zurückdenke, so war das in diesem Moment nicht das grösste Problem. Das wirklich Unmögliche war, wie und wo der Entscheid gefällt werden musste. Wir standen in einem unpersönlichen Spitalzimmer,

die Türe war offen, überall Hektik, Maschinen... Und die Ärztin hatte kaum Zeit für mich. Sie wurde immer wieder weggerufen. Ich hatte das Gefühl, da geht es gar nicht mehr um meine Partnerin, da geht es nur noch um das, was sie der Medizin noch zu bieten hat. Es war ein Riesenstress, ich fühlte mich elend, hilflos, masslos überfordert.

Das Abschiednehmen danach auf der Intensivstation habe ich in ganz schlechter Erinnerung. Dauern machten sich Pflegende an den Geräten zu schaffen, und ich hatte das Gefühl, «im Weg» zu stehen. Ich konnte mich nicht in Ruhe verabschieden. Irgendwann bin ich dann gegangen, in der Überzeugung, jetzt stellen sie die Maschinen ab. Erst im Nachhinein habe ich durch den Bestatter erfahren, dass der Todeszeitpunkt erst viel später war. Warum? Ich weiss es nicht. Niemand hat mich informiert.

Das alles hat mich noch lange beschäftigt. Ich wollte zuerst noch Kontakt aufnehmen mit dem Spital. Und habe es dann doch sein lassen. Erst jetzt, da ich davon spreche, merke ich, wie sehr mich das alles belastet hat. Ob mich diese Erfahrungen geprägt haben? Ich denke schon. Jedenfalls habe ich danach für mich selbst eine Patientenverfügung geschrieben und meinen Sohn und meine Tochter informiert. Das war eines der besten Gespräche, die wir je hatten. Sie wissen jetzt, dass sie meine Organe nach meinem Tod spenden dürfen. Aber ich sagte ihnen auch: Entscheiden und mit dem Entscheid weiterleben müsst letztendlich ihr. Ich bin ja dann tot. Dass das Herz meiner Partnerin möglicherweise noch lebt, hat mich nie beschäftigt. Auch nicht getröstet. Getröstet hat mich einzig, dass ich damals wohl in ihrem Sinn gehandelt habe.»

AUFGEZEICHNET VON RITA JOST

EMPFANGEN/ Er hat ein Spenderherz bekommen und sagt, es lebe sich anders. «Aber nicht so, wie viele denken.»

SEPP RAUSSER, 84, FOTOGRAF

«Alle stellen mir immer wieder diese eine Frage: Lebt es sich anders mit einem fremden Herz? Natürlich lebt es sich anders. Aber nicht so, wie alle denken. Ich fühle nicht anders, aber es geht mir viel besser. Vor fünfzehn Jahren ging es mir so schlecht, dass ich kaum zwanzig Schritte gehen konnte, ohne mich hinzusetzen. Meine Pumpe machte einfach nicht mehr mit. Ich hatte früher viel geraucht und auch bereits einen Herzinfarkt hinter mir. Die Diagnose, mein Herz tue es nicht mehr lang, überraschte mich deshalb nicht.

Irgendwann sagte ich zu meiner Ärztin: «Dann müssen wir wohl ins Ersatzteillager.» Es sollte ein Spass sein, an eine Herztransplantation dachte ich nicht. Ich war ja schon fast siebzig. Also viel zu alt für eine solche

«Es ist ein Wunder. Ich empfinde heute noch täglich Dankbarkeit für dieses Organ.»

SEPP RAUSSER

Operation, dachte ich. Die Ärzte waren offensichtlich anderer Ansicht. So kam ich auf die Warteliste. Und eines Tages – erstaunlicherweise ziemlich bald schon – erhielt ich einen Anruf, dass ein passendes Organ gefunden sei. Ich hatte fast ein schlechtes Gewissen. Es gibt doch sicher jüngere, war meine erste Reaktion. Aber offenbar war dem nicht so. Jedenfalls waren zu diesem Zeitpunkt keine anderen, passenden Kandidaten da. Und so kam ich also zu meinem neuen Herz. Es war ein Wunder. Ich empfinde noch heute täglich eine grosse Dankbarkeit für dieses neue Organ. Unterdessen bin ich ja selber eine Art medizinisches Mysterium. Ich lebe seit vierzehn Jahren mit neuem Herz und bin, so glaube ich, einer der ältesten Herztransplantierten in der Schweiz.

Wer mein Herzspender war, weiss ich nicht. Das dürfen sie einem ja nicht sagen. Ich habe trotzdem immer wieder gefragt, denn es nähme mich schon sehr wunder. Aber da ist nichts zu machen. Ich kann das ja verstehen. Zugleich stelle mir dann halt so Sachen vor, denke zum Beispiel, es sei bestimmt das Herz einer schwarzen Frau. Natürlich ist das Unsinn, aber ich fände es schön, mit dem Herz einer Frau weiterzuleben.

Mit der Zeit denkt man halt unwillkürlich über solche Sachen nach. Zu Beginn sah ich alles rein technisch. Das Herz war für mich einfach eine geniale Pumpe, aber sicher nicht der Sitz der Seele oder so etwas. Heute denke ich ein wenig anders. Nicht, dass ich im Herz die Persönlichkeit vermutete, oder gar unsere seelische Schaltzentrale. Aber vielleicht sind unsere Organe ganz generell mehr als einfach nur Maschinen. Die Erinnerung steckt ja nicht nur im Hirn, sie steckt in unserem ganzen Körper. Das sagen sogar einige Ärzte, hab ich mal gelesen. Wie auch immer: Heute bin ich vorsichtiger in den Formulierungen.

Selbstverständlich bin ich ein überzeugter Befürworter der Organspende. Ich würde nicht mehr leben, wenn diese Operation nicht möglich gewesen wäre. Ob ich einen Spenderausweis hatte vor der Operation? Nein. Man ist ja manchmal etwas denkfaul. Ich machte mir einfach keine Gedanken darüber. Darum befürworte ich heute das sogenannte Widerspruchsmodell, wie es einige Nachbarländer kennen. Da ist jeder ein Spender, wenn er sich nicht ausdrücklich zum Nicht-Spender erklärt. Mir geht es gut heute. Auch wenn ich täglich zwölf Medikamente schlucken muss, denke ich doch: Das neue Herz war ein Riesengeschenk. Ja, ich bin unendlich dankbar.»

AUFGEZEICHNET VON RITA JOST

Ernesto Cardenal zu Gast im kleinen zürcherischen Wil

AUSTAUSCH/ Auf einer Kirchgemeindereise haben sie ihn kennengelernt. Nun erwidert der Dichter und Befreiungstheologe aus Nicaragua den Besuch.

Die reformierte Kirchgemeinde Wil-Hüntwangen-Wasterkingen unterstützt seit zwei Jahren die Projekte von «Pan y Arte» in Nicaragua. Brot und Kunst, Entwicklungshilfe in einem umfassenden Sinn – dies war die Idee des österreichischen Schauspielers Dietmar Schönherr, als er in den Achtzigerjahren in Nicaragua das Werk gründete. Sein Freund Ernesto Cardenal, damals noch Kulturminister der sandinistischen Regierung, hatte ihm immer wieder die grosse Bedeutung von Musik und Kunst für die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen vor Augen geführt. 1989 gründeten die beiden das Kulturzentrum «Casa de los tres mundos» im Elternhaus des Poeten und Priesters im nicaraguanischen Granada.

WIL. Zurück ins Rafzerfeld. Walter Meier, Flughafenpfarrer, kennt Schönherr und Cardenal seit mehr als zwanzig Jahren. 2006 übernahm Meier das Präsidium des Schweizer Zweigs von «Pan y Arte». Meier lebt in Wil. Als der dortige Pfarrer Heinz Leu und die Kirchgemeinde nach einem

Entwicklungsprojekt suchten, für das sie sich nachhaltig engagieren wollten, fiel die Wahl bald auf «Pan y Arte». Im letzten Herbst machten sich sechzehn Kirchgemeindeglieder auf nach Nicaragua, um Land, Leute und die unterstützten Projekte kennenzulernen.

Zwei Wochen lang war die Reisegruppe im zentralamerikanischen Land unterwegs, besuchte in Managua die Musikprojekte für Strassenkinder, den Bücherbus, die Bibliothek. Im Kulturzentrum in Granada nahmen die Rafzerfelder, viele von ihnen selbst begeisterte Chormitglieder, an einer Probe teil. «Wir dachten noch, dass wir vielleicht mitsingen könnten», erzählt Pfarrer Heinz Leu. Doch dann seien alle nur noch sprachlos gewesen ob der Professionalität der jungen Leute, der Leidenschaft, mit der diese schwierigste Passagen aus «La Traviata» sangen. «Ich war zu Tränen gerührt», sagt Walter Meier. Geprobt wurde übrigens nicht für eine grosse Tournee, sondern für ein Konzert vor Eltern und Verwandten.

SOLENTINAME. Die Reise führte auch nach Solentiname, der Insel im Nicaraguasee, mit dem kleinen Kirchlein, wo Ernesto Cardenal einst gepredigt hatte. Hier gründete der frisch ordinierte Priester 1966 eine Gemeinschaft nach radikal urchristlichem Vorbild. Hier entstand das «Evangelium von Solentiname», ein wegweisendes Werk für die Befreiungstheologie. Jugendliche der Kommune beteiligten sich 1977 an den ersten Aufständen gegen die Missstände im Land. Auch Ernesto Cardenal schloss sich der Sandinistischen Befreiungsfront an, die 1979 der Diktatur der Familie Somoza ein Ende bereitete.

Die Reisegruppe fand das berühmte Kirchlein in Solentiname in traurigem Zustand vor. Anhänger des amtierenden Präsidenten Daniel Ortega haben es mit Anti-Cardenal-Parolen vollgesprayt. Der Dichter hat vor Jahren mit seinem ehemaligen Weg-

gefährten Ortega gebrochen und wirft ihm vor, nichts anderes als eine weitere korrupte Familiendiktatur installiert zu haben.

WIL. Die Rafzerfelder lernten den Priester und Revolutionär auch persönlich kennen. Er empfing sie in seinem Haus in Managua, wo er lebt, schreibt, malt, skulptiert, töpfer und gärt. «Es war eine schöne Begegnung», erzählt Heinz Leu. Der 86-Jährige sei auf jeden und jede persönlich eingegangen, habe alle Fragen genau beantwortet.

Nun stattet Ernesto Cardenal einen Gegenbesuch in Wil ab (s. Spalte rechts). Unter dem Titel «Den Himmel berühren» wird er in der Dorfkirche seine berühmten Gedichte über Liebe, Revolution, Gott und die Welt vortragen.

CHRISTA AMSTUTZ

INFORMATIONEN zu den Projekten von «Pan y Arte» auf www.panyarte.org oder bei Walter Meier, Tel. 043 816 57 58.



Zu Besuch bei Ernesto Cardenal: Reisegruppe mit Heinz Leu (vorne, ganz links) und Walter Meier (hinten, ganz rechts)

Grosse Kultur im kleinen Wil

Am Sonntag, 13. März, um 17 Uhr liest der Nicaraguaner Ernesto Cardenal in der reformierten Kirche Wil (ZH) aus seinem Werk. Der Schauspieler Klaus Götte trägt Cardenals Gedichte auf Deutsch vor. Die Lesung wird umrahmt von der Musik der deutsch-lateinamerikanischen Formation «Grupo Sal».

EINTRITT: Fr. 35.–.
Reservation: heinz.leu@shlink.ch.
Vorverkauf: ZBK Wil und Eglisau, Drogerie Wiedmer, Bülach. Unnummerierte Tickets an der Abendkasse ab 16.30 Uhr.

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI ist Redaktor Religion bei Radio DRS und Buchautor



Von leckeren Torten und flüssigem Brot

KAFFEE. Die Liste der Nebenwirkungen ist lang: Nervosität, hoher Blutdruck, Kreislaufbeschwerden, Herzrhythmusstörungen und noch einiges mehr. Kaffee ist ungesund, wird gewarnt. Doch es gibt auch Studien, die das Gegenteil behaupten: Kaffee tut dem Herzen gut, wirkt krebshemmend, beugt Diabetes, Gicht und Alzheimer vor. Kaffee ist gesund. Was soll man jetzt glauben?

SCHOKOLADE. Ähnlich ist es bei der Schokolade. Sie enthält zu viel Fett und Zucker, ist also schädlich. Aber gar keine Schokolade ist auch schädlich, denn die Kakaobohnen enthalten gesunde Wirkstoffe. Sie wirken sich auf Herz und Kreislauf positiv aus, senken den Blutdruck, schützen die Gefässe und beruhigen die Nerven.

Und so rehabilitiert ein Berner Medizinprofessor die Schwarzwäldertorte mit dem Argument, sie bestehe aus gesunden Zutaten. Doch er fügt hinzu: «Die Stücke sind zu gross.»

MASS. Womit wir beim entscheidenden Punkt wären: der Frage nach dem rechten Mass. Was das konkret heisst, lässt sich in der Klosterregel des heiligen Benedikt nachlesen. Für Benedikt ist das rechte Mass die Mutter aller Tugenden. Es hält die Mitte zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig, ist je nach Mensch verschieden und muss immer wieder neu ausgelotet werden. Das ist wesentlich klüger, als endlos über die gesundheitlichen Vor- und Nachteile von Kaffee, Schokolade und andern Nahrungsmitteln zu streiten.

WEIN. Wo die Sorge im Vordergrund steht, sich ja richtig zu ernähren, geht der Genuss verloren. Benedikt wusste das und gestand seinen Mönchen deshalb nicht nur eine gute Mahlzeit, sondern auch ein Glas Wein zu. Heute streiten sich die Experten, ob der Wein das Hirn schädige oder umgekehrt die Neubildung von Nervenzellen fördere. Von der Kunst des Geniessens sprechen sie nicht.

FETT. Dass die Diskussionen um die richtige Ernährung heute mit dem Eifer von Glaubenskriegen geführt werden, ist kein Zufall. Gesundheit ist zur Ersatzreligion geworden, wie der Arzt und Theologe Manfred Lütz feststellt. Mit viel missionarischem Eifer wird über versteckte Kalorien, Omega-3-Fettsäuren und tierische Fette debattiert. Dafür hat Manfred Lütz nur Spott übrig: «Es gibt Menschen, die leben nur noch vorbeugend, um dann gesund zu sterben. Doch auch wer gesund stirbt, ist definitiv tot.»

BIER. Jetzt beginnt dann die Fastenzeit. Eine ernste Angelegenheit, gewiss, für die alten Mönche aber keine bierernste: Sie durften Bier trinken. Das «flüssige Brot» galt als Fastengetränk. Einige Klöster unterhalten bis heute Bierbrauereien. Auf der Etikette eines Klosterbiers ist oft ein dicker, fröhlicher Mönch abgebildet. Offensichtlich ein Geniesser. Und trotz eines vielleicht nicht ganz gesunden Lebensstils kerngesund.

LEBENSFRAGEN

Umweltkatastrophen: Leben wir heute schon in der Endzeit?

KLIMAWANDEL/ Die einen rufen nach Umkehr, die anderen warten auf den Weltuntergang. Was sagt dazu der Glaube?

FRAGE. Es gibt in letzter Zeit so viele Katastrophen: Überschwemmungen, Waldbrände, Unwetter und Dürrezeiten. Christliche Freunde von mir deuten diese Ereignisse als Zeichen der Endzeit und sagen, dass Christus bald wiederkommt. Deshalb sei es jetzt wichtig, so viele Menschen wie möglich durch Christus erretten zu lassen. Die Welt gehe sowieso unter. Mir machen solche religiöse Vorstellungen Angst. Ich selber deute viele dieser Katastrophen als Zeichen der Klimaerwärmung. Was meinen Sie dazu? F.E.

ANTWORT. Lieber Herr E., ist heute die Endzeit? Tatsächlich treten immer häufiger Katastrophen auf, in den letzten Monaten waren es zum Beispiel brennende Moore in Russland, Überschwemmungen in Pakistan, Öllecks im Kongo und im Golf von Mexiko, Erdbeben in Brasilien, Überschwemmungen in Australien. Sind dies Boten des Klimawandels oder ist es der Beginn der Endzeit?

Ich weiss es nicht und muss es auch nicht wissen. «Niemand kennt jenen Tag oder jene Stunde», sagte Jesus und warnte vor Alarmismus und Panikmache. «Denn es wird mancher falsche Messias und mancher falsche Prophet aufstehen.» Deshalb: «Gebt acht, dass niemand euch in die Irre führt!» (Markus 13).

Nicht den Zeitpunkt weiss ich, aber was ich weiss: Der christliche Glaube an die Zeitenwende hiess nie, die Welt verloren zu geben. Schauen wir uns diese besondere Zeit, in der wir heute leben, genauer an: Die Wissenschaftler weisen uns auf die Notwendigkeit hin, im nächsten Jahrzehnt den Ausstoss von Treibhausgasen zu reduzieren, um die Klimaerwärmung abzuschwächen. Zusätzlich zeichnet sich auch die Erschöpfung der Erdölvorräte ab. Erdölfirmen wagen sich deshalb immer weiter hinaus aufs Meer, um neue Fördergebiete zu erschliessen. Ich selber geniesse jeden Tag meine mit Erdgas geheizte Stube, begleitet von Wehmut: Vielleicht werden es meine Kinder bald nicht mehr so gut haben wie ich.

Doch es stellen sich mir auch ethische Fragen: Das Erdöl wird in absehbarer Zeit verschleudert sein, bleiben wird eine mit Klimagasen angereicherte Atmosphäre. Zusätzlich verknappen sich weitere Rohstoffe. Wie werden die Menschen sich dann ernähren? In welchem Umfeld werden unsere Kinder in fünfzig Jahren leben, von welchen Stürmen gepeitscht oder verschont? Ich weiss es nicht. Mir ist nur eines klar: Wir müssen unseren Lebensstil ändern – alles andere wäre unverantwortlich.



ILLUSTRATION: VERENA STUMMER

Christlicher Glaube, auch der an die Endzeit, heisst nicht, die Welt aufzugeben, wie es Ihre christlichen Freunde offenbar tun. Sie setzen auf das individuelle Seelenheil und stellen Aufgaben, die bei nüchterner Betrachtung lösbar wären, in einen mythischen Rahmen. Diese Art von Endzeitglaube macht aus allen Problemen ein apokalyptisches Gemisch und sieht dafür einen Verantwortlichen: den Teufel. Diesen zuständig zu machen für Probleme, die wir uns selbst eingebrockt haben, ist für mich keine Lösung. Und auf Umkehr zu verzichten, weil sich alles sowieso auflösen wird, finde ich verantwortungslos. Das ist so, wie wenn man nach dem Fest das Wegräumen des Drecks den anderen überlässt.

Die Botschaft von Jesus hingegen eröffnet uns neue Handlungsmöglichkeiten: Wir gehen den Weg der Umkehr, statt uns in eine billige, bequeme Jenseitssehnsucht zu flüchten.

IN DER RUBRIK «Lebens- und Glaubensfragen» beantwortet ein theologisch und psychologisch ausgebildetes Team Ihre Fragen. Alle Anfragen werden beantwortet. In der Zeitung, veröffentlicht wird nur eine Auswahl.

SENDEN Sie Ihre Fragen an: «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich lebensfragen@reformiert.info



GINA SCHIBLER

Theologin und Pfarrerin in der Kirchgemeinde Erlenbach, gina.schibler@zh.ref.ch



Ursula Brunner (links) und Hanni Wettstein; die zivile und die ehemalige Oberin der Diakoniegemeinschaft Bethanien haben das gleiche Ziel

Loslassen und dem alten Ziel entgegengehen

UMDENKEN/ Einst waren Diakonissengemeinschaften stark und erfolgreich. Jetzt fehlt ihnen der Nachwuchs. Für die Schwestern von Bethanien kein Grund zur Resignation. Sie feiern ihr Jubiläum.

Als Hanni Wettstein 1962 Diakonisse wurde, trat sie in eine grosse Gemeinschaft ein. Als sie vor gut neun Jahren von ihrem Amt als Oberin des Diakoniewerks Bethanien in Zürich zurücktrat, stand dieses nach einer Krise zwar wieder auf gesunden Fundamenten, aber es war bedeutend kleiner geworden. Und zur Schwesternschaft gehörten noch 59 Diakonissen – Neueintritte hatte es seit Langem nicht mehr gegeben. Wie sollte die Gemeinschaft auf die neuen Gegebenheiten eingehen? Wie die Nachfolge von Schwester Hanni regeln? Die Lösung: eine «zivile Oberin», per Inserat gesucht, und tatsächlich gefunden. Ursula Brunner heisst sie, und seit Ende 2001 begleitet sie nun die Bethanien-Schwestern.

Was ist anders als bei ihrer Vorgängerin? «Ich bin nicht Diakonisse», sagt Ursula Brunner, «aber ich trage wie Schwester Hanni die Verantwortung für die Schwesterngemeinschaft und schaffe den Kontakt zu den Vereinsmitgliedern.» Hanni Wettstein ergänzt: «Früher war die Oberin auch mitverantwortlich in der Leitung der Diakoniewerke, eine schwierige und belastende Aufgabe.» Solange die Schwestern in den verschiedenen Bereichen des Diakoniewerks arbeiteten, ergaben sich die

Verbindungen dazu von selbst. Jetzt, da sie alle pensioniert sind, wird der Kontakt zu den Angestellten bewusst gepflegt. Darauf legt Ursula Brunner grossen Wert. «Die Schwestern tragen das Werk mit ihrer Fürbitte, und das nehmen die Mitarbeitenden sehr wohl wahr.»

NEUES WÄCHST. Erwachsenenbildung, Auseinandersetzung mit theologischen Themen, Spiritualität – das Angebot für die Schwestern ist vielfältig. Dem guten Klima in der Gemeinschaft dienen auch die «Etagengespräche». Die Schwestern, deren Zweizimmerwohnungen sich auf dem gleichen Stockwerk befinden, reden hier über ihren Alltag, was sie beschäftigt, stört, belastet. So können Schwierigkeiten gelöst werden, bevor ernsthafte Konflikte entstehen. «Ich staune immer wieder, wie dynamisch, wie lebendig, wie offen für Neues diese Frauen sind», sagt Ursula Brunner. Das sieht auch Schwester Hanni so: «Als wir noch aktiv im Berufsleben standen, hatten wir kaum Zeit füreinander. Jetzt erlebe ich eine neue Art der Zusammengehörigkeit – entstanden aus gemeinsa-

mem Fragen und Ringen.» Beispielhaft zeigt sich das an der Auseinandersetzung mit der Diakonistracht. Ursprünglich hatte sie den Frauen dazu verholfen, Zugang zu den Hilfsbedürftigen zu finden. Aber mit der Zeit wuchs bei manchen Schwestern ein Unbehagen. «Die Tracht schloss uns aus, machte uns zu etwas Besonderem.» Einigen der Schwestern wurde bewusst, dass damit Vorstellungen verbunden waren, von denen sie sich gelöst hatten. Zivile Kleidung bedeutete für sie, sich auf Neues einzustellen. Heute tragen die Schwestern Tracht oder zivile Kleidung, gemäss ihrer persönlichen Überzeugung.

ABSCHIED UND ZUKUNFT. Die Schwestern sind alt geworden. Aber sie sind nicht die alten geblieben. Sie haben die Werte von steter Verfügbarkeit und Unterordnung infrage gestellt und in einer veränderten Situation das für sie Wesentliche gesucht. Eine neue Art von Gemeinschaft ist entstanden, unabhängig von Leistung und Erfolg. Die Gruppe von Frauen zeigt mit ihrem Leben, dass Beziehungen und Sinn zu wachsen vermögen, auch wenn Zukunftsperspektiven und Kräfte abnehmen. «Ja, die Trauer über den Abschied von vielem gehört dazu», sagen Hanni Wettstein und Ursula Brunner, «aber die Freude über unser gemeinsames Leben ist grösser. Und das Werk geht weiter und hat Zukunft.» **KÄTHI KOENIG**

«Ich staune immer wieder, wie dynamisch, wie lebendig, wie offen für Neues die Schwestern sind.»

URSULA BRUNNER

GESCHICHTE

Die Entwicklung des Diakoniewerks Bethanien

In den Schwesterngemeinschaften, die im 19. Jahrhundert entstanden, fanden alleinstehende Frauen die Möglichkeit zur Berufstätigkeit in Spitälern und sozialen Institutionen und eine alternative Lebensform. Das Diakoniewerk Bethanien ist eine Gründung der Methodistenkirche. 1887 bauten Bethanien-schwestern in Zürich eine erste Pflegestation auf. 1911, also vor hundert Jahren, entstanden das Mutterhaus und ein Spital an der Toblerstrasse in Zürich. Das Diakoniewerk wuchs schnell. Weitere Spitälern und eine Krankenpflegeschule wurden gegründet. Bethanien-schwestern arbeiteten in St. Gallen, Luzern, Spiez, Lausanne und Genf, in Kinder- und Altersheimen, aber auch in der Gemeindekrankenpflege. Zwei Schwestern lebten als Missionarinnen in Algerien.

Nach der Blüte in den Vierzigerjahren und unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen nahmen die Neueintritte ab. Andere Mitgliedschaftsformen wurden gesucht und erprobt. Seit 1990 können auch Frauen und Männer dem Verein Diakoniewerk Bethanien angehören, die sich nicht zu einem kommunitären Leben verpflichten wollen, aber bereit sind, innerhalb des Werks Verantwortung zu übernehmen. Der Verein besteht aus 51 Mitgliedern und 25 Schwestern im Ruhestand. Gegenwärtig führt der Verein mehrere Wohn- und Pflegeheime für betagte Menschen, eine Institution für palliative Pflege, Kindertagesstätten und betreutes Mutter-Kind-Wohnen.

Zum Jubiläum

Interessierte und alle, die sich mit dem Werk verbunden fühlen, sind zum Jubiläumsgottesdienst eingeladen: 19. März, 16 Uhr, Grossmünster Zürich. Aus Anlass des Jubiläums ist das folgende Buch erschienen:



marktplatz.

INSERATE:
anzeigen@reformiert.info
www.reformiert.info/anzeigen
Tel. 044 268 50 31

Seit 16 Jahren finden Singles ihren Wunschnachbarn bei **PRO DUE**. Dank seriöser Vorabklärungen kommen Sie mit Leuten in Kontakt, die gut zu Ihnen passen. Machen auch Sie diesen Schritt und verlangen Sie unsere Informationsunterlagen. ZH 044 362 15 50 www.produe.ch

Unterwegs zum Du
für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert.
Basel 061 313 77 74
Bern 031 312 93 51
Ostschweiz 071 640 09 80
Zürich 052 672 20 90 www.zum-du.ch

FLEXO
Innovative Handlauf-Systeme
HANDLÄUFE INNEN + AUSSEN!
Beratung u. Montage in Ihrer Nähe!
• günstige Preise inkl. Montage
• Fachberatung
• grosse Auswahl
www.flexo-handlauf.ch
☎ 052 534 41 31

Gemeinsam wohnen
Ist Ihnen Ihre Wohnung oder Ihr Haus zu gross geworden? Wünschen Sie sich etwas Unterstützung bei alltäglichen Arbeiten in Haus oder Garten? Haben Sie Freude am Kontakt zur jüngeren Generation?
Dann ist «Wohnen für Hilfe» etwas für Sie! Bei diesem Angebot vermitteln wir Wohnpartnerschaften zwischen SeniorInnen und Studierenden. Sie stellen Wohnraum zur Verfügung und werden mit Arbeiten in Haus und Garten (keine Pflege) entschädigt.
Besuchen Sie unsere unverbindliche Informationsveranstaltung am 14. März von 14 bis 16 Uhr an der Seefeldstrasse 94a, 8008 Zürich.
Unterlagen, Auskünfte und Anmeldung:
Pro Senectute Kanton Zürich
Frau Marlys Agbloe
Tel. 058 451 50 00
marlys.agbloe
@zh.pro-senectute.ch

Im Kleinen Grosses bewirken
HEKS
www.heks.ch
PC 80-1115-1

Social Dating
Wir suchen engagierte Firmen für:
• Mitorganisation eines Schulprojekts mit muskelkranken Kindern
• Gestaltung Broschüre und/oder handwerkliche Arbeiten für Kinderkrippen
• Arbeitseinsätze im Grünen
• Mithilfe bei Ausflügen, Festen und in der Cafeteria im Altersheim
• Organisieren von Materialsammelaktionen für Tierheime
Alle Social Dating Angebote finden Sie auf www.sozialengagiert.ch. Wünschen Sie ein individuelles Engagement für Ihre Firma? sozialengagiert.ch, Stiftung Kirchlicher Sozialdienst Zürich, Tel. 044 268 50 26/11, www.sozialengagiert.ch

Hier könnte Ihr Inserat stehen!
Ein Inserat dieser Grösse kostet Fr. 450.–. Damit erreichen Sie 252 557 Leser im Kanton Zürich. Ihre Ansprechperson: Dodo Bader, Telefon direkt: 044 268 50 31

AGENDA

BESONDERE GOTTESDIENSTE

Ökumenische Abendmeditation.
2./16./30. März, jeweils 20 Uhr, alte Kirche Zürich-Witikon.

Politischer Abendgottesdienst. «Trotz allem – ich bleibe in der Kirche». Gespräch mit Angelika Boesch (ehemalige Redaktorin des katholischen Berner «Pfarrblatts»).
11. März, 18.30 Uhr, Kulturhaus Helferei, Kirchgasse 13, Zürich.

TREFFPUNKT

Nachmittagsveranstaltung für Frauen.
«Adelheid – italienische Königin und deutsche Kaiserin». Referat: Magdalen Bless-Grabher. Veranstalterin: Evang. Frauenbund Zürich.
8. und 10. März, jeweils 14 – 17 Uhr, Tagungsraum Brahmshof, Brahmstrasse 32, Zürich. Info/Anmeldung: 044 405 73 30, www.vefz.ch

Samstagstreff für Frauen. «Weiblich wirksam streiten». Mit Heidi Hofer Schweingruber.
12. März, 9.45 – 11.45 Uhr, Oase Brahmshof, Brahmstrasse 32, Zürich. Ohne Anmeldung.

Streiflichter aus 100 Jahren Frauenarbeit.
Rundgang (1 Std.) auf dem Friedhof Sihlfeld mit Trudi Weinhandl, Anita Düscher. 13. März, 16 Uhr. Treffpunkt: bei der alten Hauptporte, Aemlerstrasse 151, Zürich. Kosten: Fr. 5.–.

Feng Shui. Schöner Wohnen in Farbe. Veranstaltung der Frauenzentrale Winterthur, Leitung: Christine Seyffer. 24. März, 19 – 21 Uhr, Frauenzentrale, Metzggasse 2, Winterthur. Info/Anmeldung (bis 15. 3.): 052 212 15 20, www.frauenzentrale-fzw.ch

BOLDERN/KLOSTER KAPPEL

Altern als Lebenskunst. Perspektiven für ein selbstbewusstes Altern. Mit Heinz Rügger. 25. – 27. März, Kloster Kappel, Kappel am Albis. Info/Anmeldung: 044 764 88 30, kursekappel@zh.ref.ch

Workshop für Gesang. Leitung: Gerhard Doss, Peter Doss. 31. März – 3. April, Evangelisches Tagungs- und Studienzentrum Boldern, Männedorf. Info/Anmeldung: 044 921 71 71, www.boldern.ch

KURSE/SEMINARE

Wohlbefinden im Alter. Vortragsreihe des Gesundheits- und Umweltschwerpunktes der Stadt Zürich. 7. März, 6. Juni, 5. September, 5. Dezember, jeweils 14 Uhr, Volkshaus Weisser Saal, Stauffacherstrasse 60, Zürich (Tram 8, Bus 32 Helvetiaplatz). Eintritt gratis.

Das Kreuz – ein Ärgernis. Fragen um Jesu Tod aus christlicher, jüdischer, islamischer Sicht. 19. März, 9.30 – 17 Uhr, Zürcher Lehrhaus, Limmattalstrasse 73, Zürich. Info/Anmeldung: 044 341 18 20, www.lehrhaus.ch

Grenzen setzen. «Nein sagen – mit gutem Gewissen; Ja sagen – von Herzen». Referentin:

TIPP



Andalusien

REISE NACH SPANIEN/ Das Zürcher Lehrhaus lädt ein zu einer Reise, auf der den jüdischen, christlichen und islamischen Spuren in Andalusien nachgegangen wird. Schwerpunkte sind Granada mit der Alhambra, Córdoba mit Mezquita, der Alcázar in Sevilla und Málaga. Besucht werden aber auch kleine malerische Städte wie Ronda, Carmona, Niebla und die Pueblos Blancos.

REISEDATUM: 4. – 15. September. Reiseleitung: Stefan Schreiner. Info/Anmeldung (bis spät. 31. März): Sekretariat Zürcher Lehrhaus, 044 341 18 20, www.lehrhaus.ch

Barbara Mauz Valeh. Einladung der Frauen der Kirchgemeinden Oberstrass und Unterstrass, der Frauenvereine Liebfrauen und Oberstrass. 19. März, 10 – 16 Uhr, Kirchgemeindehaus Unterstrass, Turnerstrasse 45, Zürich. Info/Anmeldung (bis 3. März): 044 362 07 71, sekretariat.kg-unterstrass@zh.ref.ch

Alles hat seine Zeit. Spirituelle Begleitung beim Älterwerden. Leitung: Angela Römer-Gerner. 21./28. März, 4. April, jeweils 14 – 17 Uhr, Haus am Lindentor, Hirschengraben 7, Zürich. Info/Anmeldung: 044 258 92 56, freiwilligenarbeit@zh.ref.ch

KULTUR

Bad Lieutenant – Film im Fokus. Filmabend des Zentrums für Religion, Wirtschaft und Politik. 7. März, 18.15 – 21 Uhr, Theologische Fakultät, Kirchgasse 9, Zürich. Anschliessende Diskussion mit Gästen unter der Leitung von Daria Pezzoli-Olgjati, Professorin für Religionswissenschaft an der Universität Zürich.

Lavater und Goethe – die Geschichte einer Freundschaft. «Lavater Lesekreise»: gelesen werden Abschnitte aus dem Briefwechsel zwischen Lavater und Goethe. 10./17. März, je 19 Uhr, Lavaterhaus, St.-Peter-Hofstatt 6, Zürich. «Wort und Musik» mit Ursula Cafilisch-Schnetzler, Ueli Greminger 24./31. März, je 20 Uhr, Kirche St. Peter, Zürich.

Musik und Wort. «Lagrimas de saudade – Tränen der Sehnsucht» mit der Gruppe

«Ala Aureo». Wort: D. Wiehmann Giezendanner. 27. Februar, 17.15 Uhr, Kloster Kappel, Kappel am Albis. Anschliessend Möglichkeit zum Imbiss – Anmeldung unter 044 764 88 10.

AUSFLÜGE/REISEN

Klosterführung für Singles. Wanderung (etwa 1¼ Std.) mit Klosterführung. Veranstalter: Freizeit- und Ferienclub für Singles. Leitung: Peter Sinsig. 6. März. Treffpunkt: 9.52 Uhr, Bahnhof Wil SG (beim Bus Linie 734). Info/Anmeldung (bis 1. 3.): 079 225 43 30, sinsig@bluewin.ch

Jüdisches Leben im Elsass. Auf den Spuren eines kulturellen und religiösen Erbes. Zweitägige Exkursion für an Religionsgeschichte Interessierte. Leitung: Ralph Weill (Soziologe), Heinz Haab (Iras Cotis), Hans-Peter von Däniken (Paulus-Ak). 27./28. März. Info/Anm.: 043 336 70 41, www.paulus-akademie.ch

Ostern in Irland. «The Music of What Happens». Kulturprogramm auf Inis Mór und Connemara mit viel Gesang, Tanz, Musik und Wandern. 23. April bis 2. (1.) Mai. Info/Anmeldung: Elizabeth Zollinger, 044 252 09 18, www.irish-culture.ch

RADIO-/TV-TIPPS

Patientenkompetenz. Fenster zum Sonntag: Krebsforscher und Mediziner Gerd Nagel ist überzeugt: «Die Kraft des Arztes liegt im Patienten.» 26. 2., 17.15, SF 2

Anthroposophie heute. Sternstunde Spezial: Im Dokumentarfilm «Zwischen Himmel und Erde», der aus Anlass des 150. Geburtstags von Rudolf Steiner gezeigt wird, geht es um eine aktuelle Auseinandersetzung mit der umstrittenen Weltanschauung. 27. 2., 10.00, SF 1

Die Schweizermacher. Die Komödie von 1978 gehört zu den erfolgreichsten Schweizer Filmen. Eine Wiederholung zum 75. Geburtstag von Regisseur Rolf Lyssy. 27. 2., 14.05, SF 1

Ein biblisch-katholischer Reformier. Perspektiven: Der Luzerner Theologieprofessor Walter Kirchschräger setzt der zentralisierten Kirche von heute die urchristliche Gemeinde gegenüber, die lokal verankert war. 27. 2., 8.30, DRS 2

Organ gebraucht. Die Reportage begleitet Ärzte einer Intensivstation im dramatischen Prozess von der Feststellung des Hirntodes bis zu einer Organentnahme. 6. 3., 17.30, ARD

Ein Streiter für Toleranz und Demokratie. Perspektiven: Feindbilder sind Produkte von Hysterie, sie bieten eine schlichte Weltklärung und sie sind eine Gefahr für die Demokratie. Das sagt der Historiker Wolfgang Benz, der das Zentrum für Antisemitismusforschung in Berlin leitet. 6. 3., 8.30, DRS 2

LESERBRIEFE



Kernkraft – gefährlich oder nötig?

REFORMIERT. 28. 1. 2011
Dossier: AKW – die Kirche ist im Kern gespalten

JETZT UND HIER

Es ist ja schön, wenn man sich um die Menschen in 20 000 Jahren sorgt. Aber wir müssen für die hier und jetzt lebenden Menschen sorgen – und das können wir, wenn nicht völlig irrational gegen Atomkraft gekämpft wird und man den Befürwortern stets unterstellt, sie würden Atombomben bauen wollen. Ich bekenne mich als gläubiger Christ und wage es, an Atomkraft zu glauben um der Menschen willen, und ich verurteile Kampagnen, die andere Christen als Nicht-Christen erscheinen lassen, nur weil diese in einem Punkt anderer Meinung sind. DAVID KÜNZLER, HAUSEN A. A.

SICHERHEIT AUF SICHER?

Wir hatten in den letzten vierzig Jahren vier verschiedene Salzsteinsarten, beispielsweise Salzstöcke oder Opalinuston, welche für die Endlagerung als «ideal» galten. Und all diese «idealen» Voraussetzungen haben sich entsetzlich relativiert. Kein Land auf der Erde hat eine sichere Endlagerung! JOHANNES MAHLER, RÜTI

UNHEILVOLLES ERBE

Welche Werte, welchen Zustand der wunderbaren Schöpfung wollen wir unseren Kindern hinterlassen? Sind wir bereit, sorgfältig mit Ressourcen umzugehen und sie nicht auf «Teufel komm raus» einfach zu verbrauchen? ROSMARIE EGLI, DÜRNTEN

LEBENSFEINDLICH

Von den Atomlobbyisten wird nichts unversucht gelassen, um die Atomenergie von ihrem Makel reinzuwaschen und als «bio» zu verkaufen. Sie scheut sich nicht einmal davor, die jedem Leben feindliche Radioaktivität als «wertvollen Rohstoff späterer Generationen» zu vermarkten. Diese Absurdität ist kaum zu überbieten. ELISABETH SCHLATTER, FLURLINGEN

REFORMIERT. 28. 1. 2011
Von den Urzeiten bis zu den Fragen für die Zukunft

GLAUBE ALS VERTRAUEN

Das Buch «Der Glaube» von Hubertus Halbfas ist nicht nur ein schönes Schau- und Lesebuch, sondern noch viel mehr. Seine Informationen münden in einen radikalen Aufruf an die christlichen Kirchen, zurückzukehren zur Botschaft von Jesus und sich von den überlieferten Dogmen endlich zu lösen. Die Kernbotschaft ist, dass «glauben» im Sinn von «etwas für wahr halten» in der heutigen Zeit keine Zukunft hat, im Unterschied zum Glauben als Vertrauen, Gefühl des Aufgehobenseins in einer göttlichen Kraft oder Urkraft. Halbfas erklärt an vielen Beispielen, wie sowohl die hebräische als auch die christlich-griechische Bibel zu uns in Metaphern spricht – bestes Beispiel sind Jesu Gleichnisse – was sie zeitlos und in unsere Verhältnisse übertragbar macht. ESTHER MEILI, WETZIKON

REFORMIERT. 28. 1. 2011
Buchtipps: Radikale Fragen, mutige Beschreibungen

HEIMGANG, WOHIN?

Im Buchtipps über Kurt Martis Buch «Heilige Vergänglichkeit» wird von der Bejahung unserer Vergänglichkeit gesprochen, ein Prozess, den viele ältere Menschen durchlaufen müssen. Doch wo bleibt bei Marti die Auferstehungshoffnung? Jesus Christus sagt uns über seinen Vater, dass er der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs sei, nicht ein Gott von Toten, sondern von Lebendigen und dass in seines Vaters Haus viele Wohnungen seien. Solche Trostworte können dem «Warten auf den Heimgang», wie Marti es ausdrückt, Sinn und Tiefe geben. ROLF GEISER, ZÜRICH

REFORMIERT. 28. 1. 2011
Porträt: Rentner und Student, Christ und Freimaurer

CHRISTUS ALLEIN

«Christ und Freimaurer» – ein Chamäleon? Das christliche Verständnis der göttlichen Botschaft ist dem Gedankengut eines Freimaurers in keiner Weise gleichzusetzen. Dies wird verdeutlicht durch die Tatsache, dass der Geist der Freimaurerei dem auferstandenen Jesus Christus die Alleinherrschaft streitig macht. HANS OSWALD, STÄFA



Wo ist das Glück?

REFORMIERT. 14. 1. 2011
Zürich: Ein Labor für die Suche nach dem Glück

MITTEL ZUM GLÜCK

Glück ist, wenn ich mit mir selbst in Einklang bin und gleichzeitig meine Pflichten und Aufgaben erfülle, um diese mit meinen Talenten und Geschicklichkeiten, mit Bewusstsein und Weisheit harmonisch zu gestalten. Anerkennung und Verbundensein mit der Umgebung ergibt sich von selbst. Das dürfte jedermann einleuchten. Doch was sind die Mittel dazu, dass Geist, Seele und Körper sich stets dafür bereit erklären? Vor 2000 Jahren hat ein Erlöser und Wissender der Ganzheit sich deutlich ausgedrückt: «Nur denjenigen, die guten Willens sind, kann geholfen werden.» In anderer Formulierung: Wir sollen dem inneren Gesetz folgen, das in unserem Herzen wohnt. HEINZ KIHM, HERRLBERG

IHRE MEINUNG interessiert uns. Schreiben Sie an zuschriften@reformiert.info oder an «reformiert» Redaktion Zürich, Postfach, 8022 Zürich.

Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

VORSCHAU

ALTER/ Wenn Eltern Hilfe brauchen ... Was heisst das für Kinder?
ERSCHEINT AM 11. MÄRZ 2011

TIPPS



Olivenernte in der Westbank | Fangmethoden ... | ... und Ergebnis | Worte und Bilder

FAIRER HANDEL

NEU: OLIVENÖL MIT MAX-HAVELAAR-GÜTESIEGEL

Seit den Neunzigerjahren verkaufen Solidaritätsgruppen Olivenöl aus Palästina, das zur Existenzsicherung der Kleinbauern beiträgt. Eine Erfolgsgeschichte: Waren es am Anfang jeweils 100 Liter pro Jahr, sind es heute gegen 120 Tonnen. Neu ist, dass dem Öl nun das Fairtrade-Label von Max Havelaar verliehen worden ist. cv

OLIVENÖL «Zeit al Zaitoun»: Erhältlich (schon bisher) in claro-Läden, neu im Detailhandel und unter www.claro.ch

LEHRMITTEL

FISCH ESSEN, MIT GENUSS UND GUTEM GEWISSEN

Fischstäbchen – die Lieblingspeise vieler Kinder. Vielleicht auch darum, weil die goldbraunen Stängelchen überhaupt nicht mehr an das Lebewesen erinnern, aus dem sie gemacht sind. Die Organisation «fair-fish» möchte Zehnbis Zwölfjährige darauf aufmerksam machen, dass Fischstäbchen sehr wohl mit Fisch zu tun haben. Und auch mit Überfischung, mit Rücksichtslosigkeit gegenüber den Meeren und ihren Bewohnern. Zu diesem Zweck hat «fair-fish»

ein Lehrmittel gestaltet, das den Weg des Fisches vom Meer über den Fang bis zum Stäbchen aufzeigt. Die oft zweifelhaften Fangmethoden werden vorgestellt, der Begriff «Nachhaltigkeit» wird erklärt und über die verschiedenen Labels informiert. Das Fazit: Weniger Fisch essen, weil es etwas Kostbares ist! KK

DAS HEFT kann heruntergeladen werden unter: http://www.fair-fish.ch/files/pdf/feedback/facts-12-heft.pdf. Oder Bestellung: fair-fish, Winterthur, 052 301 44 35.

BIBLISCHE BETRACHTUNGEN

DIE WELT DER BIBEL UND UNSERE WELT

Wie kommen die Texte der Bibel und unser Alltagsleben zusammen? Die beiden katholischen Theologen Dieter Bauer und Peter Zürn leisten dazu einen Beitrag, indem sie Worten aus dem Alten und Neuen Testament Beobachtungen und Fotos aus der Gegenwart gegenüberstellen. KK

DIETER BAUER, PETER ZÜRN: Weiter und weiter. Biblische Durchblicke. Mit 18 Farbfotos von Mirjam Stutz. Paulusverlag, 2010, 88 Seiten, Fr. 29.80.



«Eine Stiftung ist nicht zum Wohl des Stifters da, sondern für die Leute, an die sie sich richtet»: Ursula Streit-Griessel

«Reden reicht nicht, man muss etwas tun»

PORTRÄT/ Warum sich Ursula Streit mit drei Millionen Franken für das Haus der Religionen in Bern einsetzt.

Eben aus der Karibik zurückgekehrt, wo sie den Winter verbringt, bittet Ursula Streit-Griessel strahlend in ihre Villa oberhalb des Wohlensees nahe Bern. Freimütig gibt sie Auskunft, warum sie sich mit drei Millionen Franken aus der mit ihrem verstorbenen Mann Rudolf Streit-Scherz gegründeten Stiftung für das Projekt Haus der Religionen in Bern engagiert. Und warum sie mit einem offenen Brief an andere Stiftungen appelliert hat, es ihr gleichzutun.

WAHRNEHMEN. Vielleicht hat es mit ihrer Kindheit zu tun: Als Protestantin besuchte sie im «stockkatholischen» Fulda eine von Nonnen geführte Schule und wurde von diesen als «Ketzerin» betrachtet. Sie studierte Sprachen, übersetzte einen Kriminalroman aus dem Amerikanischen, merkte aber bald, dass dies nicht ihre Bestimmung war. Als Presseassistentin trat sie in den Scherz-Verlag in Stuttgart ein und war sofort fasziniert vom Verlagswesen, wo sich Geld und Geist verbanden. Später heiratete sie den Verleger Rudolf Scherz, kam 1969 zu ihm in die Schweiz, wo sie die renommierte Firma bis zum Verkauf an die Holtzbrinck-Gruppe 1996

gemeinsam führten. Dies ermöglichte ihnen die Schaffung einer Stiftung: «Wir wollten Menschen erreichen, die zwischen die sozialen Netze fallen», blickt Ursula Streit auf die Anfänge zurück. So leistet die Stiftung oft Nothilfe: «Wir haben schon unzählige Zahnsanierungen finanziert, aber auch Zusatzausbildungen für Migranten oder Installationen für Behinderte.» Letztes Jahr etwa wurde rund eine Million Franken verteilt, mit Einzelzuwendungen zwischen 1000 und 400 000 Franken.

BEURTEILEN. Noch nie jedoch vergab die Stiftung gleich drei Millionen Franken aufs Mal wie nun für das Haus der Religionen. «Wir wollten ein Zeichen setzen und auch Anreize für andere schaffen», erklärt Ursula Streit resolut. Durch einen Zeitungsartikel war sie auf das Projekt aufmerksam geworden – und fand die Idee gleich «genial». Sie sei selbst nicht religiös, aber sie glaube an den Wert jeder Religion, insbesondere wenn es um Integrationsbemühungen geht. Nachdem sie sich versichert hatte, dass das Projekt einen soliden geschäftlichen Hintergrund hat, war für sie klar: «Reden reicht

nicht, man muss etwas tun.» Und in einem offenen Brief an die Verwalter der milliardenschweren Schweizer Stiftungen setzte sie noch einen drauf. Das Haus der Religionen sei ein «einmaliges Projekt», das Zeichen setze für die Schweiz und Europa.

HANDELN. Dass ihr Ruf bisher kein konkretes Echo gefunden hat, überrascht Ursula Streit nicht: «Viele haben Berührungspunkte vor dem Thema, man will nicht anecken.» Stiften heisse aber doch schenken, und da sollte man grosszügiger denken, sagt sie temperamentvoll. Eine Stiftung sei nicht zum Wohl des Stifters da, «sondern für die Leute, an die sie sich richtet». Deshalb hätten ihr Mann und sie auch bestimmt, dass das Stiftungsvermögen zehn Jahre nach ihrem Tod aufgebraucht sein müsse.

Vorerst ist die Rentnerin aber noch fit. Der Abend gehört dem Training im Fechtclub Bern, den sie ebenso präsiert hat wie den Schweizerischen Fechtverband. Als sie dieses Amt 2001 abgab, schrieb die NZZ über Ursula Streit, der Begriff «Powerfrau» gefalle ihr nicht. Warum eigentlich nicht? **PETER ABELIN**

HAUS DER RELIGIONEN

Das geplante Haus der Religionen am Europaplatz in Bern soll ein Ort der Begegnung zwischen den Religionen sein. Das 10-Millionen-Projekt ist Teil einer Gesamtüberbauung mit Grossverteiler, Hotel, Altersresidenz, Büros und Wohnungen. Der Baubeginn ist im Frühling vorgesehen, der Bezug im Herbst 2013. Für das Haus der Religionen fehlen aber noch fast vier Millionen Franken.

Infos im Internet: www.haus-der-religionen.ch

GRETCHENFRAGE

ANGELIKA OVERATH

«Auf Reisen habe ich einen Schutzengel dabei»

Frau Overath, wie halten Sies mit der Religion?

Ich bin in einer streng katholischen Familie aufgewachsen und habe während sechs Jahren als Externe eine dominikanische Klosterschule besucht. Meine Kindheit war also religiös. Im Alter von vierzehn Jahren habe ich die Literatur entdeckt.

Was hat das bewirkt?

Die Folge war ein Wechsel von der Religion hin zur Literatur. Die christliche Glaubensbotschaft wurde damit zu einer unter anderen. Für mich war Jesus Christus auf einmal nichts Sicheres mehr.

Und wie religiös leben Sie heute?

Religiöse Erfahrungen in der Kindheit sind sehr prägend. Trotzdem bin ich mit 38 Jahren aus der katholischen Kirche ausgetreten. Heute würde ich mich als «gläubige Heidin» bezeichnen. Ich bin überzeugt, es gibt etwas, das uns übersteigt, etwas, das wir nicht erfassen können. Wir sind Geschaffene.

Wenn ich auf Reisen bin, habe ich stets eine Zeichnung von meinem jüngsten Sohn dabei, die einen Schutzengel zeigt: Ich glaube also an eine Kinderzeichnung.

Und wie erziehen Sie Ihre Kinder? Nach christlichen Werten?

Meine drei Kinder sind nicht getauft, haben aber immer den Religionsunterricht besucht. Sie sollen selbst entscheiden können, ob sie das christliche Angebot wahrnehmen möchten. Zu Hause leben wir ethische und moralische Werte, die dem christlichen Glauben entsprechen: Menschlichkeit, Rücksichtnahme, Gemeinschaft, Teilen. Meine Kinder spüren, dass ich an Menschen glaube.

Beten Sie?

Ich schreibe. Obwohl ich es leichter fände zu beten. Aber man kann doch nicht glauben, bloss, weil es leichter wäre.

INTERVIEW: FADRINA HOFMANN ESTRADA



ANGELIKA OVERATH, 54, arbeitet als Reporterin, Literaturkritikerin und Dozentin. Sie lebt mit ihrer Familie in Sent. Kürzlich ist ihr neuestes Buch «Alle Farben des Schnees» erschienen.

CARTOON CHRISTA

JÜRIG KÜHN



VERANSTALTUNGSREIHE

KURS UND FILM
SEELN AUF WANDERSCHAFT?

Was kommt nach dem Tod? Welche Vorstellungen prägen uns? Die Kirchgemeinde Sihlfeld lädt zu einer Veranstaltungsreihe ein, die sich mit diesen Fragen befasst:
3. März, 19 – 21 Uhr, Eveline Masilamini-Meyer, Indologin, über hinduistische Vorstellungen vom Weg der Seelen nach dem Tod.
10. März, 19 – 21 Uhr, Christina Rohner, Pfarrerin und Historikerin: Buddhismus – Befreiung vom Reinkarnationsglauben.

17. März, 19 – 21 Uhr, Heidi Scholz, Pfarrerin, über das Christentum: Vertrauen auf Wiedergeburt im Leben, Hoffnung auf Auferstehung vom Tod.
12. und 13. April, 19 Uhr, «Little Buddha», der Film zum Kurs, in zwei Teilen. Anschliessend Apéro und Diskussion. Am 12. April mit Suppenznacht ab 18 Uhr. **KK**

ORT: Saal der Andreaskirche, Brahmsstrasse 88, Zürich. **Auskünfte:** Pfrn Heidi Scholz, 079 755 19 51.